



Radierung von G. Webeppel

Der Wächter

Monatschrift für alle Zweige der Kultur

In Verbindung mit dem Deutschen Eichendorff-Bund
begründet und herausgegeben von Wilhelm Kusch
Verlag Lothar Schütte, Aichach bei Augsburg

9. Jahrgang

Aug./Sept. 1927

Heft 11/12

Tilmann Riemenschneider

Eine Novelle von Ludwig Bäcker.

Die Göße zwingt sich hart unter den steil abfallenden Andreasklippen her Osterode zu. Von oben ans leuchtet der unruhige Bergfluß wie graues Blei, das langsam zu schmelzen anfängt. Doch fällt von den hohen, schönen Buchen des Abhangs oft warmes, grünes Licht in die Tiefe, die dann seltsam anfbriecht.

Heilwigis Lüdering sitzt gern hier. Selten macht sich einer die Mühe, den schmalen, unsichern Steig die Steine hinauf zu klimmen. Nur solch ein Waghals wie sie ist dazu bereit. Aber im Grunde ist es nicht Keckheit, denn einem geschmeidigen Körper wird es nicht schwer, den Felskopf zu gewinnen. Eher ist es das Verlangen nach Einsamkeit, das sie häufig überfällt, so ruhig es auch in der Schreibstube des Vaters ist. Aber nirgendwo strömen die Maililien so betäubend süß, singen Distelfink und Zaunschlüpferlein so verwunschener, raunt das Wasser so geheimnisvoll. Es soll auch nicht geheuer hier sein, meint das Volk.

Von der Wiese hinter dem Walde kommt ein Singen. Leise fällt sie ein:

Und fern in jenem Tale,
da ist gar lustig fein,
da singt die Nachtigalle
und manch Waldvögelein.

Eine lose Ranke der Waldrebe biegt sich zu ihr her. Die Stimme wächst. Schritte schleifen über den rauhen Fels des gegenüberliegenden Ufers. Sie lugt leicht über den Rand ihrer Steinkanzel. Da hat sie der Freund schon gesehen,

und nach wenigen Augenblicken beugt sich sein Mund über ihre kleinen festen Hände.

Ein Kummer, der sich vergebens hinter einer gezwungenen Munterkeit verschanzt, liegt über Tilmann Riemenschneiders offenem Gesicht. Sie erkennt das bald:

„War der Meister gnarrsch heute? Oder hat Dich der Ohm, unwillig, daß Du noch immer nicht gut tun willst, gezaust?“

„Das soll er wohl bleiben lassen! Bedenk, ich bin kein Kind mehr und längst seinem Poltern entwachsen!“

„Nun denn?“ Sie schaut ihn gespannt an.

„Der Bürgermeister hat Besuch bekommen. Von Goslar her, glaube ich. Weil es aber in Osterode nicht sonderlich viel zu sehen gibt, haben Seine Gestrengen ihn in Meister Pannhorsts Werkstatt geführt, wo wir gerade am Gertrudenaltar für die Stadtkirche schaffen. Der Herr, der nicht ohne Kenntnis solcher Dinge zu sein scheint, hat nun meine Arbeit höchlich gerühmt und mir nachher, als der Meister für einen Augenblick gegangen war, noch mehr zu meinem Lobe gesagt. Er will mich weiter ansbilden lassen. Ich soll, da ich hier kaum noch etwas zu lernen imstande sei, sofort reisen.“

Sie antwortet nicht. Eine Grasmücke blinzelt ans dem Himbeerstrauch, der sich fruchtrot an sie drängt, Flug zu ihr her. Wind wühlt dumpf in den Wipfeln.

„Weißt Du kein Wort, Heilwigis?“ Tilmann hat sich bittend auf die Knie niedergelassen.

„Du sollst Dich freuen!“ würgt sie hervor. „Sieh,“ tut sie sich Gewalt an, „Du kannst doch nicht immer bei uns bleiben! Du mußt fort und weiterlernen. Meister Balthasar mag sein Handwerk verstehen; doch Du mußt Höheres leisten. Das meinte gestern sogar noch der Vater, der, das weißt Du längst!, Dir nicht allzusehr gewogen ist!“

„Über Du?“

„Ich warte, bis Du wiederkommst!“

„Auf mich?“

„Auf Dich!“

Er wirft sich neben sie ins Moos und preßt seinen heißen Kopf an ihre Brust. Sie steht erschrocken auf und wendet sich zum Gehen. Flehend faßt er ihre Hand. Sie setzt sich endlich blaß auf eine vorspringende Kante und deutet auf einen losgelösten kantigen Block. Bestürzt nimmt er ihr gegenüber Platz. Mühsam beginnt sie: „Laß uns Freunde bleiben, Tilmann! Eben aber warst Du mein Feind!“

Schuldberwnst senkt er den braunen Haarschopf. Ihm ist sehr übel.

„Geh' in die Welt und schau', was andre Meister machen! Und dann komm' wieder!“

„Und Du willst mich nicht vergessen?“

„Silmann Riemenschneider vergesse ich nicht. Aber er ist so oft ein anderer, und es wird mir manchmal schwer, den zu sehen, den ich lieb habe!“ Ihre großen blauen Madonnenaugen füllen sich mit Tränen.

Wortlos faßt er ihre beiden Hände. Sie beugt sich zu ihm herab und küßt ihn auf seinen trostigen Mund. Ein Tauber ruckt, von draußen her scheuchen zwei dunkelrote Falter über die Steinplatte. Das Wasser strudelt zwischen den Klippen.

„Komm!“ löst sie sich von seinen Lippen. „Was würde der Vater sagen, daß ich Dir diesen Platz, auf dem er mich sowieso schon ungern sieht, verraten habe!“

„Er würde über andres nicht minder erstannt sein!“

Schalksblank blicken seine Augen sie an.

Sie lacht und duckt sich rasch in das breitdichte Holundergebüsch, das die schmalen, von Regen und Frost ausgewaschenen Stufen überdeckt.

„Eigentlich sollte ich Dich so gehen lassen!“ meint sie unten angekommen.

„Eigentlich sollte ich nie wiederkehren!“ entgegnet er. Sie küssen sich lange. Ihre Augen sind immer noch feucht. Endlich macht sie sich los und geht, ohne sich umzuwenden, der kleinen Stadt zu.

Silmann sinnt trübe vor sich hin. Dann schleicht er nach seiner Wiese, wo er sich in der seit Menschengedenken verlassenen Köhlerhütte eine kleine Werkstatt eingerichtet hat, in der oft an den Sonntagen für sich arbeitet, ohne daß der Meister davon weiß.

Heilwigis ist unterdessen an der Clauenthaler Straße angekommen. Das Marienbild an der Wegkreuzung, das der Freund im vergangenen Jahre dem Kloster geschnitzt hat, liegt schon in erster Abendsonne. Sie kniet auf der Tannenbank und füllt langsam das eisengetriebene Gitter mit dunkelblauen Glockenblumen.

Ueläuten geht durch die kräftige, starke Harzluft.

Der Vater, der ihr an der Brücke entgegenkommt, schaut sie prüfend an: „Solltest nicht so oft für Dich allein sein! Du hast doch Gespielinnen genug!“

Unbefangen begegnet sie seinem freundlichen Blick, kann aber doch nicht hindern, daß sie errötet: „Blumen und Vögel sind mir liebere Freunde als die Frau Basen und ihre Töchter, deren Sinn doch nur nach Puz und Tand steht. Und ich habe doch Dich!“ Eng schmiegt sie sich an ihn.

Begütigend über ihre vollen Flechten streichelnd, meint er: „Glaub's schon und danke Dir dafür! Doch würde es mich freuen, wenn Du nicht immer einsam wärest!“

Heilwigis vermag nicht ganz ein Lächeln zu verwinden.

*

Der Ohm steht prustend am Brunnen: „Hab's schon gehört, daß Du fort willst!“ Ein Zuber Wasser fährt über seinen Wnschelkopf.

Silman sieht bekümmert und doch nicht ohne leise Belustigung zu: „Was meinst Du, was ich tun soll?“

„Weglaufen, mich mit der Wirtschaft, die ich seit Deiner Eltern Tode allein führe, sitzen lassen!“ knurrt der Alte los.

„Ohm!“ bittet Silman.

„Nun, 's ist nicht so gemeint, und ich gönne Dir Dein Glück gewiß! Ich will auch schon mit allem fertig werden. Es kommt nur so schnell, was ich lange geahnt habe. Meinst, ich hätte von Deinem geheimen Basteln nichts gemerkt und nicht gehört, wie die Patres Dein Lob verkündeten?“

Der Nefse weiß nicht, was er sagen soll. Der Oheim hat seine Not, das armselige, verschuldete Besitztum, das ihm von den Eltern überkommen ist, aufrecht zu erhalten, zumal wenn die Hände fehlen, die frühmorgens und abends nachhelfen. Der einzige Bruder des Vaters ist der Stärkste nicht, und das Tagwerken in dem dürftigen Boden zwischen den mächtigen Tannenwäldern mit ihren vielverschlungenen Wurzeln macht seinen gichtischen Rücken auch nicht gerader. Verlegen schiebt er ihm das grobe Handtuch hin, das von dem Melkrahmen geräuchert ist.

Der Alte trocknet sich schlanabend ab, zieht das Hosenschnürring straffer und striegelt nicht ohne Mühe das noch halbnasse Haar. Dann wirft er lose sein derbes Wams über und schiebt den Nefsen vor sich her in die Stube. Einen Augenblick kratzt er im Wandschrank, dann hat er die mit kräftigen Zahlen bedeckte Schweinslederrolle gefunden. Silman rückt seinen Schemel neben des Ohms Binsensstuhl.

Umständlich erklärt er Einnahme und Ausgabe. Er hat nicht übel gewirtschaftet, und es bliebe auch ohne die Hilfe des fremden Herrn sozial, daß der Junge, wenn er sich bescheiden hält, eine Zeitlang seine Kunst weitertreiben könnte. Der hat nie etwas davon gemerkt und weiß nicht, wie er dem Alten danken soll. Dieser rechnet indes noch einmal jeden Posten sorgsam durch, sich häufig bei der ungewohnten Arbeit mit der Gänsefeder durch die spärlichen Haare fahrend. Endlich ist alles im Lot. Seufzend, doch sichtlich entspannt, gießt er sich einen Wacholderschnaps ein, Silmans Glas ebenfalls, freilich ein wenig mäßiger füllend. Sie stoßen bedachtsam, damit kein Tropfen verloren geht, auf gutes Gelingen an. Johann Kantelhardt beginnt darauf, Silmans Hilfe abwehrend, mit den Vorbereitungen zum Abendbrot. Das Taglicht ist fast erloschen. Einige Sterne wollen schon scheinen. Die Kräuter duften stark. Jrgendetwas trägt ihn aufwärts und fort. Wohin, das weiß er selber nicht.

*

Früh schon am andern Morgen läßt ihn der Ratsherr Niklas von Ebern — so heißt der freundliche Fremde — in das Losament des Bürgermeisters holen. Silman geht zwiespältig angerührt hin. So manche Tat, wenn auch nicht immer ganz aufgedeckt, drückt. Aber das Oberhaupt der Stadt ist heute

wahrhaft väterlich gesinnt, nötigt ihn in einen bequemen Faltstuhl, erkundigt sich nach seinem Wohlergehen und gießt ihm sogar von dem roten Alicante ein, den der Rat vor kurzem, seltenere Gäste gebührend zu ehren, von Lübeck hat kommen lassen. Der Goslarer Freund betritt einen Augenblick später das Zimmer und fragt sogleich nach der Verwilligung des Ohms. Mit dem Meister hat er schon selbst gesprochen.

Tilmann sieht ihn unverwandt an. Soviel Güte hat er noch nicht gefunden. Der ganze Mensch scheint damit durchtränkt zu sein. Alles, was er sagt, klingt anders, als er je gehört. Der Bürgermeister scheint ihm genau berichtet zu haben; denn Tilmanns Leben liegt offen in seiner Hand.

Der Ratsherr fragt, ob er schon von Meister Jörg Cyrlin gehört habe. Riemenschneider verneint. Außer einigen Holzschnitten, die gewöhnlich nur den Namen des Dargestellten tragen, kommt kaum etwas von Kunst in die abgelegene Harzstadt. Und sein Lehrherr hat so langsam jegliche Verbindung mit der Welt verloren. Man kauft ihm sein Geschnitz auch so ab. Es hat ja niemand Besseres gesehen.

Niklas von Ebern beginnt zu berichten. Jörg Cyrlin sei ein Schnitzer von königlicher Zierheit, in Ulm ansässig. Noch jüngst habe er ihn für einen neu zu errichtenden Altar in Goslar vorgeschlagen. Aber die Visiere, die er gesandt, seien dem Steuerherrn, der das Werk habe schenken wollen, zu kühn gewesen. So sei die Stadt, so viel er sich auch verwandt, leider um eine große und prächtige Arbeit seiner Hand gekommen. Wenn er wolle, könne er zu ihm ziehen, seine Lehrzeit zu beschließen. Er sei bereit, ihn nach Kräften zu unterstützen. Um die Kosten brauche er sich keine schlaflose Nacht zu bereiten; er sei ihm zu helfen gewillt, bis er als Meister in seiner Kunst auf eigenen Füßen stehen könne. Nur fordere er Fleiß — und mit einem leisen Nicken zum Bürgermeister — die Zähmung allzu großer Unbändigkeit.

Tilmann ist blutübergossen aufgestanden und will ihm die Hand küssen. Niklas von Ebern wehrt ab und streichelt leicht seine Wange. Er solle nur bald rüsten. Cyrlin sei von vornherein einverstanden. Doch würde er ihm noch schreiben.

Der Bürgermeister winkt ihm zu gehen. Unbeholfen verbengt er sich und läßt dann, ohne etwas zu bemerken, die schwere Eisenbohlentür polternd ins Schloß fallen.

Zwei seiner Kameraden aus der Werkstatt kommen ihm entgegen. Ihm ist, als ob er sie seit Wochen nicht mehr gesehen habe. Kaum begegnet er ihrem Gruß und sieht nicht, wie sie sich vielsagend anstoßen. Als sie um die Ecke sind, besinnt er sich plötzlich, läuft ihnen nach und geht mit den beiden völlig Verdugten fröhlich eingehakt in die nächste Bränstube, so ungeordnet wie nur möglich von seinen Erlebnissen zu berichten.

Hell strahlt der Tag in den glasgemalten Fenstern.

*

Am Mittwoch nach Johannis baptiste soll er reisen. Die Fuhrknechte des Klostermüllers, die eine Holzladung nach Northeim haben, wollen ihn bis dahin mitnehmen.

Träumend irrt er noch einmal durch das grüne Land seiner Jugend.

Der Roggen weht, der Holunder breitet seine Blütenteller, die Wiesen glänzen.

Man wünscht ihm überall Glück, spricht von seinen Eltern, die sich sicher gefreut haben würden und vergißt auch nicht, das Kräutlein „Bessere dich!“ in den Strauß einzubinden. Manchmal bekommt er einen Dukaten in die Hand gedrückt, den er aber rasch und beschämt in der Tasche verschwinden läßt.

Der Bürgermeister gibt ihm ein dickgesiegeltes Empfehlungsschreiben und lädt ihn zu einem Abschiedstrank in den Stadtkeller. Die Ratsherren stoßen vergnügt mit ihm an, und dieser und jener denkt senfzend bei seiner Kanne sauren Biers der fürtrefflichen Weingegenden, so der kunstfertige Sohn der Gemeinde nun entgegengeht. Der Amtschreiber nimmt ihn darauf, ohne erst lange zu fragen, mit zum Abendessen. Tilmann folgt mit einigem Herz-klopfen.

Heilwigis sitzt neben ihm. Ramm führt sie den Löffel zum Munde. Der Vater erzählt von seinen Reisen, von den Städten, in denen er studiert, und schießt dann die beiden, sich ihren Nachtisch selbst zu pflücken, in den Garten. Er selbst geht in seine Amtsstube, den Namen Tilmann Kiemenschneider der Chronik des Ortes, an der er fleißig schreibt, einzufügen.

Der aber hat den Arm um die Freundin geschlungen, die sich nicht mehr wehrt. Sacht führt er sie zur Bank hinter dem Ruchengarten. Eine Drossel, die bei ihren Jungen war, fährt erschrocken auf. Die Göße gluckst hinter den dunkeln Jasminbüschen.

„Wirst Du mich auch immer lieb haben?“ fleht seine Stimme.

„Zimmer!“ schmiegt sie sich an ihn.

Sie sprechen nicht mehr. Wortlos fühlt einer den andern.

Von der Straße her ruft frech ein Vagantenlied. Fahrende Schüler ziehen.

„Werd' nicht wie sie!“ Bittend sucht sie seine Lippen:

„Ich könnte nicht leben, wüßt ich Dich wie die andern!“

Er schüttelt abwehrend den Kopf: „Ich kenne nur Dich und die Kunst, der ich dien!“

Der Mond geht hinter den Geroldsbergen auf. Die Nachtigallen beginnen zu schlagen.

Mit einem letzten Kuß nimmt er Abschied.

Der Vater begleitet ihn noch ein Stück auf den Weg: „Nach Deiner Vaterstadt Ehre und komme als ein rechter Meister heim!“

Tilmann hebt seine Hand zum Munde. Der Amtschreiber wundert sich über die plötzliche Demut des sonst so Recken. Böses steckt gewiß nicht in ihm; sonst würde die Heilwigis sicher nichts mit ihm zu tun haben wollen. Doch hier

weiter zu denken wird ihm sauer. So geht er kopfschüttelnd zu seinen Bogen zurück, die Eintragung mit einem frommen Wunsche beschließend:

„Er trägt sein gemut hoch und ist krefftig und küne. Geb got seinen jungen tagen vil freud und laß sein herz entzunt werden in der waren lieb!“

*

Der Dhm packt ihm sein Känzel so voll, als solle es bis ans Ende der Welt hinhalten. Für die Fuhrknechte, die schon am Abend vorher alles vorgesorgt haben, nun mit dem Frühesten aufbrechen zu können, steht eine gehörige Kanne Würzbier bereit.

Der Abschied ist kurz, der Alte liebt das lange Gerede, zumal in Gegenwart anderer, nicht. Doch spürt Tilmann gut, daß er ihm verstoßen von der Lanze aus nachschaut, als der schwere Lastwagen vorsichtig die steile, enge Straße ins Thal hinabbremst. Die Knechte haben die Hände voll zu tun; so kann er ruhig vor sich hinsinnen.

Er hat manches bei Balthasar Pannhorst gelernt; das ist sicher. Der Meister weiß sein Messer zu führen und bringt das auch den vier Lehrbuben bei. Seine Altäre und Heiligenbilder haben viele Freunde, und die Werkstatt findet manchen knnstsinigen Besuch. Aber irgendwo, das spürt er deutlich, ohne es eigentlich ausdrücken zu können, fehlt es. Etwas immer Wiederkehrendes ist in seiner Art, das den Auftraggebern zusagt, da es sie angenehm in ihrer Welt festhält, den tiefer Fühlenden aber leer ansgehen läßt. Jede Arbeit aber, so meint er, muß etwas Einmaliges sein, das zwar nirgendwo die Sprache seines Schöpfers verlegt, doch immer wie ein Baum ist, aus dem ungeahnt Knospen und Blüten aufspringen. Zwar erfordert das alle Kräfte, und der Geldbeutel mag dabei schmal werden; doch ist Künstler sein ja auch kein Holzhacken, das nach getaner Arbeit seinen kupfernen oder silbernen Lohn sucht. Von innen heraus muß die Freude am Werk wachsen, und dieses selbst ist höchstes und einziges Glück. Ob er der fragenden Fremde zu antworten vermag? Oder wird sie sich ihm aus rätselnden Augen enthüllen? Sehnsüchtig sucht sein Blick die violenblauen Ketten der Berge, die immer schärfer aus der frischen Frühe wachsen.

Am Waldbrand rastet man nach einiger Zeit. Die Knechte greifen kräftig zu. Er hält wacker mit.

Nachts schlafen alle in einer leeren Feldschenne. Tilmann hat einen Kerzenstumpf unter seinem Gerät gesunden, mühsam Feuer geschlagen und liest nun in dem seltsamen Buche des Thomas von Kempen, das ihm sein Wohltäter zur Leze gegeben. Das vierte Kapitel des vierten Buches: Daß man in Wahrheit und Demut vor Gott wandeln soll, ist mit einem roten Stift angestrichen. Er liest lange, und immer breiter fließt das Licht, das den frommen Bruder entfacht, in ihn hinein. Inbrünstig falten sich die Hände, die noch vor kurzem so böse tun konnten, zu Gott. Die Knechte schnarchen.

*

In Northheim trennt man sich. Tilmann Riemenschneider wandert Göttingen zu. Kurz vor der Stadt stößt er auf eine Schar sahnender Schüler. Die beiden Bacchanten zanken zornmütig mit fünf weit jüngeren Schülern, die anscheinend nicht genug von ihrer Streife heimgebracht haben. Der Ältere, ein wüster, lange schon erwachsener Mann, schlägt das Schachzabel, an dem er mit dem Genossen gefessen, dem Kleinsten, der gerade eine Schüssel mit Mus bereitet, um die Ohren, daß ihm sein zerchliffenes Barettlein vom Kopfe fliegt. Empört mischt sich Tilmann ein. Brummend wird ihm bedeutet, daß der Kleine in die Nesseln gebrunzt habe, item bestraft werden müsse.

Unterdes haben die übrigen ein Feuer angemacht und über zwei hölzernen Spießern eine magere Gans gebraten. Ohne das Garwerden erst abzuwarten, werden einige halbbrohe Stücke abgeschnitten, verteilt und mit dem Mus verzehrt. Tilmann wird gutmütig eingeladen mitzuessen. Nachher tischt der Jüngste, sich bei seinen allmächtigen Herren wieder gut Freund zu machen, zu allgemeinem groben Gelächter grüne Hafelnüsse auf, die er stolz aus seinem Töpplern hervorsucht.

Man erzählt dann fleißig von vielfachen Erlebnissen, Frau Wahrheit nicht allzu oft bemühend. Den Ältesten, Uli Wenz aus Appenzell, zeichnet Tilmann nachher in sein Malbüchlein. Der fühlt sich nicht wenig geehrt und gibt dem jungen Künstler manchen guten Ratschlag für seine fernere Reise, allerlei Aventüren mit mehr oder minder ehrsamem Jungfräulein einflechtend. Dabei schaut ihm fein schmutziges Leilach aus den zerrissenen Hosen.

Riemenschneider muß an den letzten Abend mit Heilwigis denken. Er verabschiedet sich rasch, für die genossene Gastfreundschaft dankend. Höflich erkundigt er sich nach ihrem weiteren Vorhaben. „Ad studia!“ schreit ihm der Chor nach, und der Jüngste schwenkt, langsam wieder zur Besinnung gekommen, seinen zerrissenen Donat.

*

Über Göttingen wendet er sich nach Kassel. Die ungewohnte Reise in der sommerlichen Luft nimmt ihn doch sehr mit. Kaum noch wollen die Füße ihn tragen. In Kassel rastet er einige Tage im „Hessischen Löwen“. Ein leichtes Fieber stellt sich ein, dem der Arzt aber bald durch Aderlaß und sorgsam zubereitetes Trifanet zu begegnen weiß. Widerwillig schluckt er das mit Zucker gemischte Gewürzpulver hinunter, fühlt sich aber rasch gekräftigt.

Luftvoll spreitet sich das Land um die blanke Fulda. Die Dörfer liegen tief im Tal. Alles drängt der nahen Ernte entgegen. Oft hat er beim Heuen mitgeholfen und nachts im losen Graße gelegen, immer den noch glühenden, zitternd gefalteten Sommerhimmel über sich. Die Erde ist seltsam reich und üppig, und die Leute sprechen so angeschlossen und herzlich, als sei man lange miteinander bekannt. Da es ihm nicht am Gelde mangelt, lädt er manchmal bald gewonnene Freunde ein, die ihre Mädchen mitbringen und nachher noch stundenlang unter der Linde tanzen, indes die Alten behaglich zuschauen. Oder sie fischen

allein in dem klaren Flußwasser nach Forellen und Krebsen, wagen sogar, unter Erlen und Weiden verborgen, ein Bad, das der Pfarrer für seele-, der Bader für leibschädigend hält. Tilmann ist der Munterste von allen.

Mit einem Bremer Handwerksgefallen zieht er am Tage vor Sankt Apollinaris in Fulda ein.

*

Frühmorgens weckt sie das Gedröhn der Glocken. Die Gassen sind kunstvoll mit Sand beschüttet; Kalmus und Buchs sind klein zerschnitten dazwischen gestreut. An den gelben Hauswänden wachsen die jungen Birken auf, Rosmarintöpfe prangen vor den Fenstern, und die bunten Marken der Zünfte schaukelu festlich aus grünen, quer über die Straße gespannten Laubgewinden. Feierlich ruht der Heilige in seinem goldenen Garg auf den Schultern der Apollinarisschützen, Musik rauscht getragen, die Stadtsöldner sind am Rathaus in Parade aufgezogen, die hohen, mit Rotstein und wollenen Lappen gepuzten Hellebarden schräg von sich spreizend. Sie haben sich den Gläubigen angeschlossen, und Tilmanns Herz jauchzt über all die Farbe und fröhliche Frömmigkeit, die er nie erlebt.

Vor ihm geht ein junges, kaum erwachsenes Mädchen. Dicke Braunzöpfe fallen über die leichten, anmutigen Schultern. Er hört leise mit feinem Singen auf, ganz ihrer süßen Stimme zu lauschen. Wie das silberne Läuten des Ministranten erscheint sie ihm, und er kann sein Auge nicht abwenden, wenn sie zierlich vor einer der vielen Stationen kniet, die dunkeltönenden Priesterworte fromm erwidern. Er spricht sie nach der Andacht an. Ohne Scheu gibt sie ihm Antwort. Sie essen zusammen im „Kringel“ am Dom, und sie erzählt unbefangen ihr ganzes Leben. Ihre Eltern sind tot, und seit dem Nikodemustage ist sie im Dienste des verwitweten Schloßmeisters, der ihr bis zum Abend Urlaub gegeben hat, das Leben der reichen Stadt einmal voll in sich aufzunehmen. Wie selbstverständlich bleiben sie beisammen.

Tilman ist wie verzaubert. Zum erstenmal seit Wochen atmet ihn mädchenhaftes Leben, von einem feinen, holden Hauch südllicherer Fülle umronnen, an. Sie plauscht behend, und er trinkt, schon halb beranscht, all ihre Lieblichkeit in sich ein.

Vor dem Bonifatinstor fiedeln die Stadtzinkenisten. Die Wandschneider, Handschuhmacher, Krämer und Kerzengießer geben sich hier ihr Stelldichein. Sie werden gern eingelassen, und mancher Blick gleitet stammend über seine Begleiterin und bleibt auch, das spürt er freudig, mit einigem Wohlgefallen an feiner ranken, geschmeidigen Gestalt hängen. Gertrud Bermeter — mit diesem beinahe adlig-stolzen Namen hat sie sich ihm genannt — wird von den jungen Gefellen ohne Raft umschwärmt, und er hat Mühe, sie zu einem Tanze zu erwischen. Heiter läßt sie alles über sich ergehen und sieht ihn nur immer mit strahlenden Augen an. Der Lärm wächst. Die Schmiede, Böttcher, Küper, Bierbrauer, Müller kommen ebenfalls ans ihren Quartieren auf die geräumige

Wiese, und selbst die vornehmen Seidenkrämer schauen für eine halbe Stunde herein. Die Bauern der Umgegend mischen sich ebenfalls ein, und es dauert nicht lange, da haben Wundarzt und Bader zu tun. Vergeblich versuchen die Falkoniere von der benachbarten Burg den Streit zu schlichten. In dem Gedränge gelingt es leicht zu entweichen. Ihre Lippen finden sich bald. Beidend hält er ihren Leib in starken Armen. Sie preßt sich dicht an ihn, ohne ein Wort zu sprechen. Um neun Uhr, als die Tore geschlossen werden, gehen sie mit den übrigen Gästen, die ihr Fehlen kaum bemerkt haben, in die Stadt zurück. Aus allen Gast- und Innungsküchen riecht es nahrhaft nach Butterkuchen, gebackenen Fischen, jungen Tauben, Kalbsbraten und gefottenem Rauchfleisch. Auf zinnernen Tellern werden in Mandeln geröstete Hühner und Schweinsrippen, in stämmigen Händen mächtige Krüge Braunbier für die vielen hinausgetragen, die in den überfüllten Stuben keinen Platz mehr finden und es sich recht und schlecht auf einigen lose zusammengeschlagenen Bänken oder auf den Bordsteinen bequem machen. Die Stadtwache paßt scharf auf, daß alles in seinen Grenzen bleibt und stellt jedem allzu kräftig Spektakelnden frei Losament im Turm in Aussicht. Neben dem kupfernen Marktbrunnen versucht ein griesbärtiger Feldscher vergebens, einen jungen Stallknecht, der sich an heißem Biermus den Magen verbrannte, zu beruhigen. Seine Kameraden schlagen spottend warmen Gewürzwein oder in zerlassener Butter gekochten Salm als heilende Aetzung vor, da Hitze die Hitze vertreiben müsse. Er sagt nichts und wimmert nur leise vor sich hin. Hinter dem Dom zankt ein Sangmeister mit einigen Novizen des Altstädter Franziskanerklosters, die trotz strengen Verbots nicht in den Mauern zu halten waren. Überall schieben sich Gaukler und liederliche Dirnen in die quirlende Menge.

Im Stadtweinkeller findet man nach einigem Suchen Platz. Gertrud Bermetter trifft bald darauf ihren Herrn, der sie beide zu einem Glase Steinwein aus Frankenland einlädt. Beiläufig erfährt Tilmann mancherlei, was sie verschwiegen, über ihre Herkunft. Die Eltern, altansässige Freibauern, sind in der Hussenblattfehde elend umgekommen. Er hört kaum noch hin. Ihm ist mit einem Male sehr schlecht zumute. Nach kurzer Zeit verabschiedet er sich, ohne sich weiter um Gertrud, die sich für einen Augenblick zu einigen Freundinnen gesetzt hat, zu kümmern. Er wünscht sich nachher Galläpfel fürs Kopfkissen, um nur einschlafen zu können. Kaum wagt er das Zeichenbüchlein, das ihm Heilwigis geschenkt, anzutasten.

*

Zwischen Offenbach und Frankfurt bittet er eine Woche darauf einen vorüberreitenden Kaufmanszug, ihn mitaufsitzen zu lassen. Mit kurzer, befehlssicherer Handbewegung weist ihm der Hauptmann der begleitenden Söldner den zweiten, nicht sehr stark beladenen Kollwagen an. Der Fuhrmann sitzt behaglich auf einem Ballen Osnabrücker Löwend, die mächtigen Stiefel hoch über die Knie gezogen, das dicke Wams aus billigem Braunschweiger Tuch

weit offen. Man kommt bald ins Gespräch, und Tilmann erfährt, daß der Wagen auch eine Menge Post aus Brannschweig und den Harzstädten nach Frankfurt mit sich führe. Gutmütig erlaubt ihm der Knecht, den Sack in seiner Gegenwart zu öffnen und einzusehen. Ein Brief von Heilwigis ist darunter. Tränen kommen ihm hoch: „Ich bete jeden Morgen und Abend für Dich. Den Ohm besuche ich oft. Er tut alles, Dein Eigen in Stand zu halten. Wie hat mich Dein zierlich Bildwerk erfreut, das Du mir zu einem Andenken hinterlassen! Die heilige Brigitta, die es darstellt, möge Dich immerdar in ihren Schutz nehmen!“

Der Fuhrmann ist nicht wenig erstaunt, wie lange der merkwürdige Gesell, der doch sonst ganz geweckt aussieht, an dem Brieflein liest. Umständlich zieht er sein Sacktuch hervor, schneuzt sich und gibt dann den beiden Falben eins über's Fell, so daß sie fast aus der Reihe brechen und der nebenan reitende Doppelföldner Mühe hat, seinen Brannen zur Seite zu reißen. Von den Stadtschermächtern eingeholt, geht der lange Zug bis zum Lagerhaus am Bockenheimer Thor.

Tilmann findet bald seine Herberge.

*

Die Straße den Neckar empor ist ihm jeden Tag voll neuer Wunder. Dennoch ist er froh, als endlich nach beschwerlicher Wanderung über die Rauhe Alb an Gßlingen und dem steilen Hohenstaufen vorbei Ulm mit seinem gewaltigen Dom auftrözt.

Die Stadt erscheint ihm noch herrlicher als Frankfurt. Alle Straßen sind gepflastert, und zahllose reiche Kaufleute, vor allem auch auswärtige, besonders solche aus Venedig, regieren prunkend das Bild. Der Rat bemüht sich vergeblich, durch strenge Kleiderordnungen den Luxus einzuschränken. So hat er noch vor kurzem Pelze, Gold- und Silberschmuck, Straußenfedern sowie jede Art zerhanener und zerschnittener Kleidung verboten. Aber der Handel blüht zu üppig, als daß sich der Reichtum allein in Essen, Trinken und schönem Gerät anlegen ließe. Und auch die ausfässige Baumwollverarbeitung wirft fülligen Gewinn ab. Die Waschplätze an der die Stadt durchfließenden Bloo sind nicht eine Stunde am Tage leer.

Der schon ein wenig angegraute Meister schaut ihn, nachdem Tilmann seinen Gruß gesagt, prüfend und ernst an und läßt ihn dann nach kurzem Händedruck an den Tisch. Die Hausfrau begrüßt ihn wärmer; die heitre schwäbische Art, die bei ihrem Manne in endloser Arbeit eingesargt ist, bricht munter durch. Das Haus ist behaglich eingerichtet, und die Gesellen, die Jörg Gyrlin beschäftigt, tragen sich ganz wie Herren und sehen ein wenig verächtlich an seinem vorgeschriebenen Feiertagsgewande herab, das ihnen kaum am Alltage nach der Arbeit genügen würde. Am dritten Abend nehmen sie ihn mit zur Auflage.

Man hält in Ulm genau auf die Zunftgebräuche. Selbst die niederen Handwerke haben scharfe Gesetze, die fast alle denen nachgebildet sind, die sich die Weber zu Anfang des Jahrhunderts gaben. So läßt auch der Altgeselle der Bildschnitzer keinen Fehler durchgehen. In genau abgemessenen Pausen klopft er auf den Tisch, befiehlt Ruhe und läßt die alte gebräunte Lade auftragen. Der Knappmeister setzt sie vor ihn, und der Vorsitzende nimmt Bücher, Tinte, Feder und Kreide heraus, zieht auf der Tischplatte den doppelten, halbrossenen Kreidekreis, klopft wieder mit dem Hammer auf und schließt den Ring zum Zeichen, daß alle eingetragen sind. Die Gesellen steigen in ihre Taschen. Die jüngsten bezahlen für sich und die neben ihnen sitzenden älteren, wie sie vom Altgesellen, der zugleich auch Büchsemeister ist, gerufen werden. Der nimmt das Geld auf und legt es zusammengehäuft in den mittleren Ring. Dann wendet er sich Tilmann zu. Gemessen beginnt er den alten Spruch: „Mit Gunst, ist ein guter fremder Bildschnitzer da, der noch nicht in dieser Stadt gearbeitet, der trete vor und gebe seinen ehrlichen Namen zu erkennen und lasse sich einschreiben!“

Tilmann tritt bescheiden vor, nach günstiger Meister und Gesellen Begehr fragend. Würdig entgegnet der Altgesell, sein Schwäbelu vergeblich unterdrückend: „Es ist nicht allein günstiger Meister und Gesellen Begehr, sondern Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, wenn ein Gesell acht oder vierzehn Tage in einer fremden Stadt gearbeitet hat, daß er sich einschreiben läßt. Ist das Dein Wille, so gelobe an!“ Tilmann berührt das vorgehaltene Schnitz-eisen. Der Altgesell spricht: „Grüß Dich Gott, mein Schuizer!“ Er erwidert wie vorgeschrieben: „Danke Dir Gott!“ Dann trägt man seinen Namen in das schwarzeingebundene Gesellenbuch ein, und da nichts mehr vorliegt, schließt der Altgesell die Aufnahme mit den Worten: „Mit Gunst, wenn niemand etwas weiß, so weiß ich etwas: Wollen Geld zählen, Bier zappen, wo die schönen Mädchen mit den Krügen klappen!“ Jeder gibt ihm zum Willkomm grüßend die Hand, und Tilmann lädt alle zu einem Abendtrunk ein.

Auf dem Nachhausewege tun die Mitgesellen schon um vieles vertraulicher, und der Älteste, Jobst Arnstein, meint wohlwollend: „Halt' Dich weiter brav und bedenk', daß Du einem vielberühmten Meister dienst!“

*

Jörg Cyrilin steht im Dom, Riemenschneider neben ihm. Ungehener wachsen die Schiffe auf. Das brausend einfallende Licht macht alles unirdisch und leicht. Die Schäfte der gebündelten Säulen stoßen wie Masten, um die sich die grauen Segel der Gewölbe spannen, in die dämmrige Verlorenheit. Noch ist der Bau, den die Parlerfamilie von Gmünd begann, nicht fertig, und auch Ulrich von Ensing hat seinen Turm nicht vollenden können. Sein Werk führt Meister Matthäus Böblinger fort, seit Jahren über den Rissen zu einem gewaltigen Achteck sinnend, mit dem er Ensingens Viereck zierlich und

hoch aufwärts deuteud krönen will, so viel Mühe er auch hat, mit seinem Plane durchzubringen.

Freundlich beobachtet Cyrlin seinen jungen Gesellen, der sich schwindelnd an die Wand des Eingangs gelehnt hat. Er gefällt ihm, was er auch schon nach Goslar berichtet hat, in seiner soliden Tüchtigkeit von Tag zu Tag mehr, und die Werkstatt hat viel an ihm gewonnen.

Endlich legt er ihm die Hand auf die Schulter: „Seid Ihr zufrieden mit Ulmer Baukunst?“

„Meister, was nennt Ihr zufrieden!“ bricht Tilmann auf. „Ist dieses Haus nicht ein großes göttliches Tabernakel, in dem jeder, der nur ein wenig zu fühlen vermag, schon auf Erden fast heilig werden muß? Wie arm bin ich gewesen, und wie reich ward ich jetzt!“

„Dann dürfte ich eigentlich nicht mehr mein eigen Werk weisen!“ meint Cyrlin heiter.

Fragend blickt Riemenschneider ihn an. Der Meister führt ihn an das Chorgestühl, an dem er seit kurzem arbeitet, ohne die Gesellen vorab dabei zu beschäftigen. Noch stehen erst einige Sinnbilder der Rückwand fertig, doch sind die Visierungen für die übrigen Felder schon aufgetragen und ebenso die Zierate der Sitze und Bekrönungen. Tilmann erkennt rasch, wohin der Meister will. Da kommt alles leicht und lebendig aus dem Holz und schaut die Geistlichen, die hier ihren Platz einnehmen sollen, süddentsch fröhlich an. Da sprudelt und glückt ein Brunnen, der sich nie erschöpft, da ist kein Messerstich, der nicht eigene, sichere Gedanken kündet. Eng flechten sich die Streben und Fialen der Baldachine ineinander wie Wurzelwerk im Walde und doch so klar, daß nicht eine Linie verloren geht. Selbstherrlich prunken die Wappen.

Stolz und doch gedrückt sieht er den Meister an: „Wenn ich auch einmal Ähnliches schaffen könnte!“

„Wird schon kommen!“ entgegnet er aufmunternd.

„Glaubt Ihr?“ Ein Licht flackert in seinen Augen auf.

„Hoff's!“ erwidert Cyrlin, in seine alte Zurückhaltung kehrend.

Tilmann geht taumelnd hinter ihm her. Die Donau blänkert blau durch eine Gassenzeile. Aus einer Schenke wittert der neue Wein.

*

Am Abend vor Burkhardi stellt die Meisterin die Lichtgans auf den Tisch; der Himmelschein will nur noch schwach leuchten. Man steht des Morgens später auf und schließt schon, wenn die Dämmerung beginnt. Dennoch gibt es mancherlei zu tun; denn zum Christfest liegen seit Monaten Bestellungen auf Krippen vor, die bis weit in die bayrischen Berge gehen. Aber man kann solch künstlich Werk nur recht bei Taglicht treiben und verschiebt darum die andre Arbeit auf das Frühjahr. Die festliche Zeit des Jahres fängt an; wieder einmal will das Licht des heiligen Evangeliums aufgehen.

Weihnachten kommt. Die Kirchen frohlocken, die Tische brechen unter der Fracht der Speisen. Tilmann zündet die Krippe an, welche die Gesellen für die Meisterin geschnitzt haben. Unter seinem Kopfkissen findet er nachher, sorglich umschnürt, ein großes Stück Honigkuchen. Er legt das Geschenk ruhig beiseite und greift nach dem Briefe, den Heilwigis gesandt hat. Die Harzberge raunen verschneit in seinen Schlaf. Glocken läuten die ganze Nacht.

*

Zur Fastnacht führen die Bildschnitzer ein Spiel von der heiligen Ursula auf. Da er in seiner niederländischen Sprache nur auffallen würde, bittet er um Befreiung, die ihm auch gewährt wird. Statt dessen bastelt er an einer Figur herum, die am Abend den Eingang der Herberge ziert und ihm viel Lob einträgt. Noch ist sie etwas ungesüßig in der Form; aber die Gesellen merken, daß hier ein eigener Mensch spricht, der nicht willens ist, sich viel dreinreden zu lassen. Auch die Bemalung ist von ihm gefertigt, und man ist nicht wenig über die seltsame Art, welche die Farbe beinahe meidet und nur die Schatten untermaleud verstärkt, erstaunt. Der Meister, spürsam verdrossen, seine Schule kaum wiederzufinden, kaum dennoch an einer ehrlichen Anerkennung nicht vorbei und schlägt ihm fest auf die Schulter, seinen hölzernen Bierkrug auf dem Tisch neben sich beinahe dabei umstoßend. Es geht sehr munter zu an diesem Abend, und der Sand in der Uhr läuft, ohne im geringsten beachtet zu werden. Ein Fensterladen nach dem andern wird aufgestoßen, die immer dichtere Wärme auszulassen. Draußen auf der Straße treibt sich ein angetrunkenes Volk umher, vor den Herbergen und reichen Bürgerhäusern schmarrchend, und die städtischen Knechte haben ihre liebe Not, all die Landläufer, Haselanten, Händelfucher und Bentelschneider in Zucht und Zaum zu halten. Manch einer findet sich am andern Morgen auf der Streu des Larms wieder, wenn man auch in diesen Tagen dem Volk nicht allzu streng durch die Finger sieht.

Man hat Tilmann nachher an den Ehrentisch geholt und ihm viel Freundsliches gesagt. Er dankt artig, ohne sich sonderlich getroffen zu fühlen. Sein Werklein liegt lange schon hinter ihm, und er weiß genau, was ihm noch fehlt. Doch horcht er manchmal leise, ohne die Welt um sich auch nur einen Augenblick zu beachten, in sein Inneres hinein, und er hört seltsame Stimmen, die wie Wind in den Wipfeln schallen und verwehen. In solchen Augenblicken ist er sehr glücklich, und die Gesellen wagen nicht ihn zu stören. Das Feuer brennt überall anders, und bei diesem Stillen, Abgekehrten ans dem Norden, wo sich um diese Zeit die Bären mit den Wölfen beißen mögen, scheint es gerade nicht aus Stroh und wollenen Lumpen zu lohen.

Ein wenig neidisch schaut alles auf ihn, und die jungen Burschen schütteln beinahe unwillig den Kopf, wie gleichgültig die heißen, begehrenden Blicke der Jungfrauen an seinem blassen Gesichte abgleiten, das keinen Blick für sie zu haben scheint.

Gleich nach Mitternacht bricht man auf. Die Gassen lärmen immer noch von den Gefäßen der Zinkenisten. Silmanns Augen suchen einen Turm, der sich feierlich und getragen ans dem Geschiebe der Häuser drängt. Einige Sterne kreisen um seinen steinernen Scheitel. Die Nacht ist warm. Weit öffnet er sein Wams. Vor ihm schneeballen sich die Gefellen mit den Mädchen.

*

Sauwind stößt durchs Land. Jeden Mittag, wenn man das Essen eingenommen hat, wandern die Gefellen zur Münsterbrücke, die treibenden Schollen zu beschanen. Breit drängen sich die großen Blöcke übereinander. Die Floßknechte des Rats sind emsig bemüht, die stärksten Stücke mit langen Eisenhaken von den steinbefestigten Ufern fernzuhalten. Scherze flattern durch die Luft; die Glocken schwingen weicher als sonst, und die hochmütigen Edelweiber gehen schon mit Primeln, die ihnen die Hörigenkinder in geschützten Tälern gesucht haben mögen, zur Frühmesse. Selbst die Chorherren des Doms lüpfen ihre kostbaren Marderpelze, den März einzulassen.

Die Brücke schwankt leicht unter dem Druck, den die Pfeiler aushalten müssen. Ein feines Blau läuft tropfend wie aus dem Farbkasten von den regengrauen Wolkenbergen. Wandernde Burschen, die Kappe mit ersten Weidenkätzchen gekränzt, wagen wieder die Fahrt. Ein Schwarm Wildgänse stertert scharf nach dem Norden.

Silman ist seit einigen Tagen sehr sehr müde. Was soll er noch hier! Lernen kann er doch nicht mehr, wenn er sich nicht des Meisters Art mit Haut und Haaren verschreiben will. Und er muß heim! Unterwegs mag er immer wieder Einsicht tun, wenn er sich auch klar ist, daß er das Letzte nur sich selbst verdanken kann. Der Meister ist einverstanden. Gefellen seines Schlages sind nicht gerade bequem, so willig Riemenschneider auch immer gewesen ist. Zu Palmarum nimmt er Abschied. Über die Donau spritzen die ersten Sonnlichter. Ein Aufatmen kommt über ihn.

*

Die kahlen Höhen der Rauhen Alb legt noch Winterwind. Schnee liegt tief. Aber schon werfen die Haseln ihren gelben, seidig knisternden Sand, und hier und da ist ein Bach ausgebrochen und stürzt sich frei der langen Fron ins Tal. Ein Stück Wegs nimmt ihn ein Holzschlitten mit. Die frisch gefällten, grob geschälten Tannen düften stark; so war es auch einmal im Harz. Doch das ist nun schon bald ein langes Jahr her.

Er hat gewiß keinen Grund sich zu beklagen. Wieviel ist seit dem Frühsommer in ihn eingegangen! Manchmal schienen die Tore zu eng, um alles aufzunehmen. Und doch ist er froh, nun sich sein Weg heimwärts wendet. Süddeutsch Land, das spürt er deutlich, wird ihm immer fern bleiben.

Da reckt sich im Norden der Harz, breit, formlos wie ein unbehauener Steinkloß. Ein Berg graust aus dem Gedämmer der struppigen Tannen.

Raum einer hat ihn bestiegen. Und in der Walpurgisnacht jagen da oben die Hexen. Heilwigis verschloß ihm immer schauernd den Mund, wenn er von ihnen sprach. Dahinter aber rauchen die Nebel der Ebene, die erst dort ihr Ende findet, wo sich Lübeck königlich hebt. Doch unter dem Nebel und dem schweren, drückenden Grau der Wolken gehen die tiefen, ruhigen Ströme, und die Meere füllen sich immer neu mit ihrer ziehenden Flut. Moore ängstigen, Heiden lodern in rotem, schäumendem Honigruch, Städte lagern, überrührt von steilen Backsteindomen, gemessen und reich an Fluß und Geest. Seltsam rinnt das Licht aus den Wolken, verhalten, silbern und gedämpft. Die Menschen sind wie die Sonne, still, abgekehrt, aber immer voll inneren Glanzes. Das Oberland ist heller und fröhlicher; der Wein reift dort und macht die Menschen ausgelassen und laut, und das Herz liegt immer auf der Zunge. Man kann dort nicht leben, wenn man unter dem Brocken groß geworden ist.

Ein Floß strudelt nekarabwärts an Eslingen vorüber. Das Wasser steht hoch im Fluß. Kinder singen sich mit Leberblümchen in der Hand von den Wiesen ins Dorf. Einen ganzen Busch kauft er einem kleinen behenden Jungen mit gutem Ulmer Laubgeld ab. Der starrt ungläubig auf das blanke Silber und rennt dann schreiend ins Dorf: „Muetter, i glaub, der Nikolans ischt wieder kumme!“

*

An den Hängen des Odenwald wehen die Anemonen. Rehe treten ohne Furcht an ihn heran. Meisen schellen im schwanken Braungezweig der Buchen.

Silmann liegt lang auf dem Rücken und schneidet von einem mächtigen Brot dicke Scheiben ab, sie geruhig zerbröckelnd. Ein Gichkaz schaut mit klugen Augen zu. Die Rehe kommen näher.

Die Sonne wächst. Ein Kuckuck ruft atemlos. Er vergißt darüber das Mit-zählen. Munter steht er endlich auf und wandert in den jungen Aprilmorgen hinein.

Gegen Mittag stößt er auf eine seltsame Einsiedelei. Eine rauhe Leiter lehnt an einem moosüberwucherten, fast senkrechten Felsen, in den oben eine schmale, vermutlich ein wenig erweiterte Öffnung geht. Eine Glocke schaukelt an einem dicken Kiefernast, der sich von rückwärts durch eine Steinspalte klemmt. Der ins Innere führende Strick bewegt sich; blechern schlägt der Klöppel gegen das dünne Metall. Eine tiefe Stimme hebt den Vers eines Marienlieds an. Silmann, der niedergekniet ist, singt mit.

Der Einsiedler scheint ihn bemerkt zu haben. Ruhig steigt er die holprige, schwankende Stiege hinab. Ein bärtiges, ernstes Gesicht blickt ihn aus stillen, gedämpften Augen an, leicht auf die Bank neben dem Marienbild deutend.

Sie sitzen nebeneinander. Der Fremde fragt nach Beruf und Ziel. Silmann nennt sein Handwerk und Würzburg, wo er vorab rasten und die Werkstätten kennen lernen will.



Ludwig Bäte

Nach einem Originalholzschnitt von Rudolf Kiege

„Eine schöne Stadt“, entgegnet der Bruder. „Und doch, wenn Ihr könnt, geht nicht hinein!“

Riemenschneider schaut fragend auf.

„Ihr mögt den Kopf zu meinen Worten schütteln. Aber der Ort ist wie eine Schlange, die sich betörend und schillernd nach neuen Opfern streckt. Die Sonne brennt süß dort wie in Italien, das ich in jungen Jahren sah. Und der Wein ist wie jenes neuartige arabische Gift, welches unsere Ärzte manchmal verwenden, und das uns wie Raufsch umfängt und gänzlich willenlos macht. Geht lieber vorbei; Ihr seid noch jung — und rein!“ Ein Schatten fällt grau über sein Gesicht.

Silmannt sagt nichts. Etwas freilich redet ihm zu, den Weg ungehemmt nach Norden zu führen. Aber die Kunst der Stadt, von der ihm Cyrilin immer wie verzaubert gesprochen, lockt.

Mit guten Worten lenkt er ab. Der Alte, der scheinbar schwer ein böses Leben zu vergessen sucht, sieht ihn traurig an. Silmannt wendet sich noch einmal am Waldrand um. Der Bruder macht, sich hoch aufrichtend, die Gebärde des Kreuzes. Ein Häherfchrei gellt.

*

Die achtzehn Monate, die Silmannt noch bei Meister Ulrich Hagensfurter, dem Schnitzer auf dem Bruderhose, zu arbeiten sich vorgenommen hat, jagen dahin, und er ist nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens als Meister aufwacht, noch nicht zwanzig Jahre alt. Der Tag jubiliert, wie nur ein Tag in Würzburg zu singen vermag. Der Wein reißt an den Hängen, der Main glüht zu den heiteren Heiligen der Brücke hinauf, die Bäume brechen unter der Last ihrer Frucht. Aus den Kirchen wirbelt der Weihrauch des Hochamts, die Glocken brausen, oben auf der Feste werden die schweren Stücke zu Ehren des Bischofs gelöst, der heute zum erstenmal, von langer Krankheit genesen, seine Morgenmesse im Dom liest.

Um Abend lernt er die Uchenhoferin, die junge Wittib des Goldschmieds Ewald, auf der Herberge kennen. Sie tanzen zusammen; heiß drängen sich in dem enen Raum ihre Leiber aneinander. Der Wein peitscht, die Rede, die der Altgefell auf ihn hält, brennt durch sein Blut, und die Nacht blüht. Er begleitet sie nachher zu ihrem Hof zum Wolfmannsziechlein in der Franziskanergasse. An der Pforte will er sich trennen. Sie reißt ihn in wilden Küffen mit ins Haus. Die Treppen sind dunkel und steil. Für einen Augenblick schaut das klare Bild der aufkommenden Frühherbstnachtssterne in den Raum. Kinderweinen hebt sich schlafgestört aus dem Zimmer nebenan; dann geht er trunken ein in letzte Verbundenheit. Das Leben wird Fest. Ihm ist, als sei er erst jetzt erwacht. Und kann doch nicht hindern, daß ihm die Tränen kommen, als das erste Morgenlicht auf den weißen Lilienstrauß in der Herrgottscke scheint. Sie schaut ihn strahlend an. Mühsam steht er auf und wendet sich, ohne umzuschauen.

*

Im Kreuzgang des Doms ist es sehr still. Noch strömen Rosen vom Chorherrensriedhof, Finken fliegen ab und zu durchs blaue, durchsichtige Frühlucht. Ein paar verslogene Flußstare zanfen. Der Mefner schlurft, ihn mißtrauisch beobachtend, zur Mette. Eine Glocke schlägt an.

Erste Sonne fällt auf Herrn Walthers Stein. Das Wasser in der Höhlung, die der Vogelliebe einmeißeln ließ, blinkt. Eine Meise kommt vertraulich herbei, schaut sich um und taucht dann platschend in ihr Morgenbad.

Eine Stunde mit ihrem Vater wacht auf. Der Ohm, der alle Geduld verloren hat, hat ihm ärgerlich von einer neuen Schandtath erzählt. Duckmäuserig lehnt er in der Ecke, indes der Alte den Stecken sucht. Der Amtschreiber wehrt ab: „Wen man zu Ehren bringen mag, dem ist ein Wort als ein Schlag, spricht der Vogelweider“. Brummend zieht der Ohm ab, nicht ohne dem sich an ihn drängenden Hund einen gehörigen Tritt zu geben. Der Amtschreiber spricht leise und gütig auf ihn ein. Kenig sucht er seine Hand.

Spräche er noch einmal zu ihm! Er würde gehorchen und selbst des Ohms Schläge auf sich nehmen. Wild wacht die Sehnsucht, sich ihr zu Füßen zu werfen, auf.

Die Orgel summt. Die farbigen Fenster funkeln. Der Stein liegt stumm.

*

Pater Elpidius sitzt ihm in seiner Werkstatt gegenüber. Achtsam geht sein Auge von Stück zu Stück. Freundlich faßt er die Hand des jungen, ernsten Meisters: „Wißt Ihr, an welche Geschichte aus dem Leben unsers Herrn Ihr mich erinnert?“

Silman schant ihn an.

„An die von Maria und Martha. Ihr seid Maria, völlig von der Wonne des Anschauens hingenommen. Ihr seht Euch wie sie und wißt nicht warum, Ihr wünscht Euch etwas und wißt nicht was. Ihr seid eingezogen und hoch emporgetragen bis an den Umkreis der Ewigkeit und seid der Trübsal verfallen im Augenblick, da Ihr durch irgend eine Sache herausgerissen werdet, und Sorge und Kummer ist fortan Euer Theil. Ist's nicht an dem?“

Er antwortet nichts.

„Martha aber“, so fährt er fort, „stand in stolzer, wohlgefestigter Tüchtigkeit, freien Gemüths, durch die Welt nicht gehindert. Darum wünschte sie, es möchte ihre Schwester in denselben Stand gesetzt werden. Denn sie sah, daß die noch nicht innerlich feststand. Die treffliche Verfassung des eigenen Seelengrundes war es, aus der in ihr der Wunsch aufstieg, es möchte auch jene fest gegründet sein in allem, was zum ewigen Heil gehört. Martha befürchtete, daß ihre Schwester stecken bliebe in Verzücung und schönen Gefühlen und wünschte, sie möchte ihr gleichen.“

Silman seufzt tief auf. Die zweischnäblige Lampe an der Kette schwankt ein wenig.

„Seht, Martha war so wesenhaft, daß ihre Weltverflochtenheit sie nicht hinderte, alles Wirken und Schaffen hinzuleiten zum ewigen Heil. Auch Maria mußte erst noch eine Martha werden, ehe sie wirklich eine Maria wurde. Sie war es wohl dem Namen nach, aber nicht nach ihrer geistigen Leistung. Sie saß noch beim Kapitel der Entzückungen und schmelzenden Gefühle: sie war eben erst zur Schule gekommen und lernte lesen. Wogegen Martha so fest stand im Wesen, daß sie sagen konnte: „Herr, heiß’ sie aufstehen! Herr, ich wollte, sie säße nicht verzückt da, ich wollte, sie lernteummehr leben. Damit es ihr zum Wesensbesitz werde: heiß’ sie aufstehen, auf daß sie vollkommen werde!“ „Ach“, spricht unser Meister Eckehart, „daß in uns ein besonnener, gottgeformter Wille sich losmachen möchte von aller natürlichen Lust, wenn weise Einkehr eine Gelegenheit gekommen sähe, wo sie dem Willen geböte sich abzukehren, daß dann der Wille spräche: ich tue es gern! Denn was der Mensch mit großer Arbeit erstreiten muß, das wird ihm eine Herzensfreude. Und dann erst wird es fruchtbar. Zürnt meinem großen Sermon nicht; aber ich sähe Euch gern Maria und Martha in eins!“

„Zeigt mir den Weg!“ bittet der andre.

„Ihr müßt ihn selbst finden! Aber ich wüßte schon etwas, Euch ein wenig zu leiten!“ Er räuspert sich bedächtig: „Da sucht die edle Familie Grumbach einen Meister, der ihr das Grabmal des Herrn Eberhard meißle, der, wie Ihr wißt, lange im Dienste unsres Bischofs gestanden. Wie Maria mögt Ihr Euch in seinen Tod einsenken, das Ewige anbetend anschauen, doch kräftig wie Martha das irdische Teil den Nachlebenden noch einmal vor Augen führen. Laßt die sinnfällige Gegenwart der Dinge für Eure grübelnden Sinne wieder da sein, macht aus dem peinlichen Getöse ein süßes Saitenspiel! Und kommt da draußen in Rimpar ganz zu Euch selbst! Wenn Ihr wollt, könnt Ihr bald beginnen! Die Herrschaft gab mir alle Freiheit!“

Silmann umschließt seine Hand: „Will’s versuchen! Und ich dank’ Euch für Eure Einsicht!“

*

Das Werk, das ihm die Familie für die Rimparer Pfarrkirche bereitwillig überträgt, wächst schnell heran. Ruhig steht der Ritter, die Linke am Schwert, die Rechte um den Streitkolben gelegt, die Ordenskette vom Heiligen Schweigen umgewunden, auf seinem Löwen. Sicher unterbrechen die Wappen das lauge, schmale Schriftband. Der junge Herr ist sehr zufrieden und preist überall beredt seine Kunst. Freilich ist Silmann, als die Arbeit in die Wand eingelassen ist, weniger einverstanden. Die Figur erscheint ihm allzu zierlich, der Löwe eher ein Schoßhündchen denn ein grimmes Wüstentier, der Lichteinfall schlecht berechnet. Doch muß er sich ehrlich gestehen, daß er um vieles weitergekommen ist und der Bruder so unrecht nicht hatte, als er ihm seinen Weg wies.

Oft besucht ihn ein älterer Deutschordensherr, Nikolans Molitor aus Münnerstadt, einer Kleinen, nicht sehr weit entfernten hennebergisch-würzburgi-

schen Stadt an der Rhön. Eines Tages bringt er den Bürgermeister mit, und als sie abends voneinander scheiden, hat er den Auftrag auf ein großes Altarwerk für das Chor der Pfarrherrenkirche in der Tasche. In zwei Jahren, am Samstag nach Johannis, soll es fertig sein. Hundertfünfundvierzig Gulden und freie Zehrung werden ihm ohne langes Feilschen zugewilligt, desgleichen reichlich Lohn für die vier Gesellen. Überglücklich zieht er von Rimpar fort. Der Ritter gibt ihm wie einem Herrn von Stand das Geleite bis an die Grenze seiner Gemarkung.

*

Anna Ewald hat ihm manchmal geschrieben, aber nur spärlich Antwort erhalten. Seine Arbeit läßt ihm keine Ruhe, so gut er weiß, daß sie es ist, welche die trübe tropfenden Brunnen seiner Kunst aufriß. Alle Sinne schlagen ihr entgegen, und er denkt nicht mehr an Herrn Walthers Lehre. Stattlich reitet er auf eigenem Pferde in ihren Hof ein und nimmt keinen Anstand, einige Tage zu verweilen. Die Kinder drängen sich um ihn, das Gesinde scheint mit allem sehr zufrieden, und auch der alte Hieronymus, der noch von ihren Eltern übernommen ist, läßt seine bedenkliche Miene fallen, als er hört, daß man zu Lichtmess heiratet, der Herr aber in der kommenden Woche in sein neues Losament am Jakobsbühel ziehen wird.

Festliche Wochen folgten.

Am St. Gallustage beginnt die Lese. Er zieht schon frühmorgens mit Jörg, Hans und Klaus in den Weingarten am Spitaler Berg und schafft fleißig mit den Mägden. Abends kehrt man heim, setzt sich zum Abendbrot und kostet dann den süßen, steilauf schäumenden Most, wagt auch wohl einen Tanz im Hofe, den man mit einigen Pechsäckeln bescheiden genug erhellt hat.

Dann fangen die Tage der novemberlichen Trübe an, in denen man um den Ofen hockt und sich, indessen die Mädchen spinnen, von tausend Dingen erzählt. Gelegentlich nimmt Silmann wohl die Kohle und macht eine Bisterung für den Altar, gibt sich aber bald wieder der Stete und warmen Behaglichkeit der Wände hin. Zum erstenmal weht ihn die Ruhe eines nun bald eigenen Besitzes an, und glücklich streicht er über die Hand, die sich ihm leise unter dem Obstkorb her zuzieht. Es scheint in diesem wunderlichen Lande gar nicht Winter werden zu wollen, und als sie Anfang Februar getraut werden, steht ein blühender Aprikosenzweig mitten auf dem Tisch, und die drei Knaben, die ihn im Garten gepflückt, haben keine Mühe gehabt, ihn in einigen Tagen zur vollen Blüte zu bringen.

*

Anfang März ist sein alter Freund Niklas von Ebern, mit dem er immer in einiger Verbindung geblieben, von Augsburg her auf einer Geschäftsreise zu Besuch gekommen. Er steckt schon mitten in der Arbeit am Münnerstädter Altar, und der Kaufherr ist glücklich, seinen Schützling so vieles erreicht zu sehen. Die ruhige, in sich versunkene Träumerei früher Jugend ist wiedergekehrt.

Nur ist sie klarer und reifer geworden, als ob all die blaue Blut der wunder-samen Maingausonne in sie übergegangen sei. Die leicht aus weißem Lindenholz geschnitzten Gestalten, in rote Föhre eingeschlossen, bleiben unbemalt. Der Meister läßt sich nicht dreinreden und führt, ohne Furcht vor der erstickenden Kreide- und Farbschicht, sein bewegliches Messer, dessen sichere Schnitte den geringsten Hebungen von Körper und Gewand mühelos nachgehen. Wie aus unirdischem Land treten die Heiligen aus ihren Schreinen, und der langsam Alternde, der mit gefalteten Händen in der strömenden Stille dieser Kunst sitzt, ist tief ergriffen. Die warmen Schatten des Abends rinnen um seinen grauen, zerfurchten Kopf. Tilmanns Herz schwillt auf in Dank.

Später rückt man zusammen und erzählt, und als Herr Niklas nach acht Tagen scheidet, drückt Tilmann ihm ein nicht karges Bentelchen voll Geld für den Dhm in die Hand. Nach Heilwigis hat er nicht gefragt. Doch merkt der Kaufherr bald, daß diese Saite immer noch tönt, und daß Begrabenes oft schmerzvoll aufsteht.

*

Seit drei Tagen ist man dabei, das Werk in der Kirche aufzustellen. Tilmann, der diesmal genau den Lichteinbruch in das Chor studiert hat, ist selbst erstaunt, wie köstlich der hohe, sorgsam gegliederte Bau den Raum füllt. Die Figuren sind noch durchsichtiger geworden, und feierlich stimmt, daß sich alles nur einbildig, von Seitenflügeln ungehemmt, wölbt.

Am Abend geht er allein ins Feld. Unruhe quält.

Es ist März geworden. Schwärme von Staren sind in die noch kahlen Felder eingefallen. Ein Amsel sitzt frierend im Schlehenstrauch und zieht sich bei seinem Nahen scheu ins ernstige Astwerk zurück. Dunkel geballte Wolken lasten regen kündend über dem Land. Der Winter geht schwer hier oben. In Würzburg blüht gewiß längst der Seidelbast.

Er ist nun ganz ansässig dort geworden. Man spricht bereits davon, ihn in den unteren Rat zu wählen. Am liebsten aber — doch möchte er das angestoßene Rad wieder zurückreißen. Was für ein Recht hat er, sein Leben anders zu wünschen!

Doch irgendwo dahinten grübelt ein junges Mädchen in den Schnee des Abends, der müde aus den schwarzen Tannen kriecht. Vielleicht weiß sie noch nichts. Er hat ihr nicht geschrieben und auch dem Dhm nichts mitgeteilt.

Sicher, daß auch sie sich verheiratet hat! Wieviele Monate ist sie ohne Nachricht von ihm!

Die Nebelkrähe, die ihn schon eine ganze Zeit unverwandt von dem Pappelast angeschaut hat, lacht plötzlich heiser auf.

Sie wartet seiner gewiß. Sie kann nicht lügen. Die Menschen sind anders dort. Schwerer gewiß, aber auch ernster und zuverlässiger. Karg kommt das Wort aus dem Munde, aber es ist fest und voll Dauer. Wer das Wort hat, der hat auch den Menschen. O über die Nacht, da er sie verließ!

Aber sie wird ihn verstehen. Er war ja noch Kind, als sie sich ihm verband. Und tun nicht tausend, aus dem Schlaf der unsicheren Jugend aufgestört, ebenso? Er dankt Anna viel. Sie ist kein übles Weib, wenn ihr auch oft die reiferen Jahre etwas Überlegen-Mütterliches geben, das ihn zurückwirft und ihn für Augenblicke auf die gelegentlichen gutmütigen Hänfeleien der andern Meister hören läßt.

Doch weil er alles hat, hat er nichts. Das, was ihn treibt, ist tot, und sein Altar nicht mehr als eine gute, sauber gefeilte, aber nicht weiterdeutende Arbeit. Das Denkmal für den Ritter kam ans erstem, heißem Erleben, der Altar ans überlegendem Verstand und seinen um vieles geschickteren Fingern. Der Brunnen ist tot, die Sehnsucht verschüttet. Er sitzt warm und geborgen auf seinem Anwesen, und an Austragen wird's ihm fürder nicht fehlen. Daß er seine Sache versteht, wie man so sagt, wird keiner bezweifeln wollen.

Doch er urteilt vielleicht zu streng. Der Aufbau der Schnitzerei ist sicher schon groß und gewiß nicht nur Zeugnis flügelnder Überlegung. Niklas von Ebern versteht ohne Zweifel etwas von solchen Dingen, und sein Schweigen war mehr als Rede.

Die Abendsonne stutet in fein Grübeln. Die Berge glühen. Ein Zug Kraniche kommt schreiend vom fernen Main herüber und steuert schräg nach Nordost. Morgen sind sie vielleicht schon über dem Harz. Sie fliegen sehr schnell.

Warum folgt er ihnen nicht! Die Arbeit ist rascher getan, als er dachte, und Anna wird ihn noch nicht zurück erwarten. Und wenn auch!

Am andern Morgen schon reitet er, den Altgesellen neben sich, nach Norden.

*

Der Weg ist weit und voll Beschwer. An manchem Tage kommen sie kaum eine Meile fort. Dabei kribbelt die Landstraße von allerhand unsicherem Volk, und oft genug muß das Schwert nachhelfen.

Doch geht es heimwärts, und der Geselle wundert sich manchmal, wie fröhlich sein Meister sein kann. Er sieht nicht, wie er versucht, über das Dunkle, das sich immer drückender bäumt, hinwegzukommen. Darf er denn reisen? Er ist der andern angetrant, und sie harrt sicher seiner in Gorge. Es wird ja doch bald bekannt sein, daß seine Arbeit fertig ist. Und die Kinder, denen er, das darf er ehrlich sagen, ein rechter Vater geworden ist, werden ihn jeden Abend am Tor erwarten.

Doch ist es wohl in der Ordnung, wenn er endlich einmal heimkehrt. Der Ohm hat das sicher verdient, und er hat ja auch noch Besitz dort. Manchmal glaubt er sogar, was er sich vorredet.

Der Schnee, der schon seit Stunden leise und unmerklich gerieselst hat, fällt jetzt mit breiten Flocken ins Feld. Die Werra ist hoch geschwollen.

Spät finden sie ein Wirtshaus.

Hinter Mühlhausen wird das Wetter, das ihnen anderthalb Wochen böse

zugefetzt hat, besser. Tilmanns Kopf schant klar. Er will ihr alles gestehen, und sie wird ihm vergeben. Doch gäbe er viel, käme er so heim, wie er es sich einst erhofft. Er hat seit Tagen nicht mehr an Würzburg gedacht.

Könnte er hier in der alten Muttererde, die ihn fest und fester umdrängt, schaffen! Aber würde nicht das Sehnen nach der Sonne, die ihm einst geschienen, aufstehen? Wer alles hat, hat nichts. Nein, Boden der Abkunft ist immer neu und voll Erleben, Mund der Scholle rannt ewig. Fernes Land wird Traum, der wohl nächstens aufsteht; aber Winde und Wogen der Väteräcker wehen ihn fort. Erde der Eltern ist Blut, das lebt und zeugt, ist Blume, die stündlich üppiger blüht, ist eine Glocke, die, einmal angestoßen, unendliche Luftteilchen bewegt, ist Wesen und Art der vielen, die sie formten.

Jeder Tag senkt ihn schwerer in das alte Herz. Der Berg Barbarossa liegt schon lange hinter ihnen. Morgen sind sie in Osterode. Und doch ist ihm so weh, obwohl die Amseln rufen und die braunen Buchenknospen schon kräftig schwellen.

*

Der Hirt treibt gerade sein Vieh ans, als er ankommt. Der Geselle ist, die Heimkehr nicht zu stören, im nächsten Dorfe zurückgeblieben. Er will am Nachmittage folgen.

Der Dhm gräbt im Garten. Mühsam geht der Spaten in die harte Erde. Die grauen Haarsträhnen sind ganz weiß geworden. Mit beiden Händen greift er um Tilmanns Rechte, der man die Meißelarbeit nicht sonderlich ansieht. Keiner sagt ein Wort.

Sie sitzen in der alten Stube und erzählen. Der Dhm weiß alles; der Herr von Ebern hat auf seine Bitte berichtet. Heilwigis ist seit einem halben Jahre vermählt. Sie ist oft bei ihm gewesen und hat nach ihm gefragt, bis sie endlich, wohl mehr dem vor Jahresfrist verstorbenen Vater zuliebe, einem entfernten Verwandten in Quedlinburg die Hand gegeben hat.

Es ist still im Zimmer. Draußen fangen die Drosseln an zu singen. Die Sonne kommt warm in den Raum.

Der Alte ist auf die Diele gegangen, die Morgensuppe zu bereiten. Er hört, wie er Reifig zerbricht und das Feuer anfacht. Am liebsten möchte er helfen. Aber es wird ihm saner aufzustehen.

Endlich geht er zum Fenster und läßt die frische Frühluft einströmen.

*

Tilmann ist noch auf. Er kann nicht schlafen. Der Geselle ist längst todmüde aufs Lager gesunken, das der Dhm für sie beide aufgeschüttet hat.

Die Nacht schlägt in den Raum. Die Lampe flackert. Insekten surren durchs Fenster.

Er rückt den Lannentisch ein wenig beiseite und stellt das Licht dicht an den Bogen Papier, den er auf ein Brett gespannt hat. Ein Bild kommt seit einigen Tagen immer wieder hoch. Die Kreide geht tastend über den grauen Grund.

Da wächst ein Mann auf, jung, unbeholfen, das ernste, fragende Knaben-
antlitz goldumlockt. Die Arme hängen unsicher an dem geschmeidigen Körper,
der noch kaum seiner Kraft bewußt ist, herab. Das Mädchen neben ihm ist
schon ganz Weib, doch fließt lieblich seine Jungfräulichkeit durch die zarten,
zitternden Glieder. Die ersten Menschen stehen vor ihm. Uralte Menschenseh-
sucht nach dem sündlosen Anfang bricht los.

Die Hand gräbt sich in das graue Papier. Er sieht kaum, wie er sie und sich
formt, doch spürt er deutlich, wie etwas Ungeheures, das jede Form zerreißt, in
ihm empor will. Und ist doch keine Wildheit darin, nur tiefe, tiefe Traurigkeit
und ein Wissen um letzte Dinge. Klar sieht er seinen Weg.

Die Nacht lehnt über der Erde. Der Mond kommt hoch.
Silmann Riemenschneider schluchzt laut auf.

Gedichte

Von Ludwig Bäte

Falter im Baum

Falter im Baum,
taumelnde Frühlingsseele!
Tief füllt den Raum
strahlendste Umfelkehle.
Schwand schon April?
Spalten die Wolkenschauer?
Sonne rinnt still
über die hemmende Mauer.
Kräftiger Rauch
qualmt ans den Ackerweiten.
Und du sollst auch,
komm! dich befrein und entbreiten!

Junge Frau

Dein Leib blüht auf wie ein Weizenfeld,
deine Augen sind ganz von innen erhellt,
und dennoch ist dein Schritt so schwer.
Junge Frau, ich bitte dich sehr:
Halte du Herz und Sinnen rein,
vielleicht ging das Göttliche in dich ein,
vielleicht trägst du den neuen Christ,

vielleicht, daß du Maria bist!
Vielleicht singt noch einmal die gute Mär
aus den verschlossenen Himmeln her,
vielleicht ringt schmerzvoll aus deinem Schoß
Gottes Antlitz sich wieder los!
Unsre Füße gehen durch ranhen Schnee,
unsre Stimmen verwehen in Wind und Weh.
Du aber glühst wie von innerm Licht,
Gebenedeite, fürchte dich nicht!

Wasserrosen

Aus den Tiefen aufgestiegen
wiegen ihre schmalen, schlanken
Arme lichte Gottgedanken.
Freundlich sich die Wellen biegen,
und die Binsen furren sumfsend mit.

Manchmal quillt ein Quellenrufen
schwer herauf, die Wasser schimmern,
blasser wird der Kelche Glimmern.
Über gläsergrüne Stufen
dumpf ein Geuzgen glitt.

Nach der Reise

Der Zug stampft fort. Voll flutet Lindennacht
um sprücheweiser Siebel ernste Wacht.

Die Tür klinkt auf. Ein Licht brennt klar und warm,
und Rosen blühen rot aus liebem Arm.

Der Kessel summt. In holdem Geigenschall
löst sich der Tage starker Überschwall.

Und alles naht vertraut, was lang entwich
und hält mich fest und lächelt fröhlich: Sprich!

Still schiebt sich eine Brücke, heimerhell,
ins dunkle Donnern einer fernen Welt.

Vor der Tür

Flachsgruben dunkeln schwarz vom Waldrand her,
ein Nachtinsekt surrt auf, der Hund spitzt scharf die Ohren,
schon träufelt erste Nebelnässe schwer,
dann ist in Nacht der letzte Schall verloren.

Der alte Baner klopft die Pfeife ans,
behaglich bröhmt das Vieh, Kleeuch schlägt von der Diele,
im Hafersstroh verraschelt eine Maus,
die Sensen blinken blaß von hoher Hiehle.

Mitunter eines Wandrers später Gang,
ein müder Pendelschlag, der Duft der Nachtviolen,
und unhörbar der ernste Lobgesang
geschnitzter Sprüche an den Einfahrtsbohlen.

Mond über Melle

In alle Höfe rauschen
die weißen Ströme immerzu,
die breiten Gärten lauschen,
und Stunden gehn in stillem Schuh.

Mitunter tastet linde
ein Fensterleuchten straßenwärts,
summt fern im müden Winde
der schweren Türme Glockenerz.

Mitunter klagt verloren
vom Bruch herüber Kiebißhall,
dröhnt dumpf in meine Ohren
des Flußwehrs starker Wasserschwall.

Die krausen Giebel schweigen
und lehnen ernst sich in die Nacht.
Zwei brunnendunkle Geigen
sind aufgewacht.

Manchmal

Manchmal, wenn warm mich umlodert
Septembersonnenschein,
meines Zungen Jauchzen aufflattert,
denk' ich: Einst wird alles nicht sein!

All' des geliebten Lebens
bransender Überschwang
und ans Stein, Blume und Vogel
der leise, feine Gesang.

Manchmal schauert ein Windhauch
durch schwarze Pappeln her,

und ich stehe erschrocken
und höre mich nicht mehr.

Aber dann fließt auf einmal
wieder ein Sonnenlicht,
blanke, fröhliche Augen
strahlen mir ins Gesicht.

Und es winken die Weiten
violenduftbewegt.
Bebend spür' ich, wie atmend
Gott mir entgegenschlägt.

Danzig

Die Luft ist dumpf wie graues Fahnentuch.
Die Möwen klimmen klagend in den Tag.
Nur manchmal stöhnt ein müder Ahrenschlag,
hebt sich ein fremdes Lied von eines Schoners Bug.

Uns schmalen Häusern blänkert alt Gerät,
Kokokoduft, ein Lachen läuft wie Licht,
bis es an kühler Siebelwand zerbricht,
auf die ein Glockenspiel verstante Noten sät.

Der Kinder Schritte sind so eigen schwer,
so unberührt von junger Fröhlichkeit,
als mahlen sie schon tief im Sand der Zeit.
Und immer weint ein Wind von Westen her.

Gebet

Wollest in wilden Stunden
neigen dich meinem Ohr;
o Haupt voll Blut und Wunden,
tritt du mir ganz hervor!

Wölbt sich doch jede Straße
ruhelos zu dir hin.

Was ich tue und lasse,
füllst du mit deinem Sinn.

Über die Weite und Nähe
brandet dein guter Geist,
Come, den ich säe,
wird von dir selig gespeist.

Was meine Hände fassen,
ist deines Wesens Schein.
Du gnadest in alle Gassen
ewig und hoch hinein.

Du bist der Abend und Morgen,
du bist der Trost ans dem Weh.
Ich bin in dir verborgen,
Christ Kyrie!

Die Zwölften

Nun wettern wieder durch wühlenden Wind
Gott Wodans rauhmähnige Kofse,
schrill belfern im kahlen Eichenkamp
der Rüden trabende Trosse.

Am zischenden Herdlicht knistern sie auf,
die alten, heiligen Mären,
und Frigge zieht mit dem Totenzug,
umbrandet von tausenden Speeren.

Und schweigend rückt der Bauer beiseit
vom Platz seines letzten Toten
und stellt den dampfenden Brei auf den Tisch
und langt nach den frischen Broten.

Die Ahne enträrfelt mit grauem Wort
der Zukunft verhangene Fragen;
schwarz dunkelt die Nacht, am Weidenstrick
gebunden die Hofhunde klagen.

Die Sonne starb, und die Nebel braun
in trübem, kaltem Geschwele,
und durch die entwipfelten Eichen stöhnt
meines Volkes verstoßene Seele.

Der Lehrer

Hier hab ich einst gelehrt,
die Kinder sind nun groß geworden,
froh oder still in sich gekehrt,
mir rauscht der Tag an leisern Borden.

Ich schau in manchen Blick,
und mancher gibt mir beide Hände
und geht dann ernst und rasch zurück
in feines Hauses morgenblanke Wände.

Einst war ich mit ihm jung,
nun steig ich abwärts meine Stufen,
er holt vom Brunnen frischen Trunk
und will nach seinem Kinde rufen.

Und läßt dann unberührt
den leeren Eimer niederrollen
und horcht in banger Brnst
dem Widerklang aus tiefem Stollen.

Ganssouci

Pilaster steilen auf. Der Regen schlägt
um leere Wipfel und um kahle Plätze.
Des Glockenspiels zierfame Liederfätze
ein müder, warmer Wind aus Westen trägt.

Die Kolonnaden dämpfen unsern Gang.
Der Regen rauscht, wir horchen in die Zeiten,
und unsres Alltags arme Nichtigkeiten
verstummen vor dem ehernen Gesang.

Ludwig Bäte

Von Herbert Derwein

Ein Wort, daraus Tiefinn und Trauer rinnt,
Wie schwerer Honig aus den vollen Waben . . .
Und dennoch sagt der viel, der Abend sagt.

Ludwig Bäte vermag „Abend“ zu sagen. Nicht nur, weil er immer wieder ergriffen die Abendstimmung erlebt, oder weil er eine weit verbreitete Sammlung Abendlieder herausgab. Über seiner ganzen Dichtung liegt das Verklärte des Feierabends, der die harten, eckigen Linien der Erscheinungen, die Spannungen des Innern löst. Seine Menschen haben hinter sich das Geheße des äußeren Daseinskampfes mit seinen ewig wechselnden Forderungen und Zufälligkeiten. Kein Stürmen gegen gesetzte Schranken, nichts Chaotisches, Zergrübeltes, Zerrissenes, — ein klares, tiefes Beruhigtsein ist der Grundklang dieser Dichtung.

Und immer ist Bäte in seinen eigentlichen Werken *) Dichter, nicht Schrift-

*) Zu den rein dichterischen Werken kommen noch eine Reihe Anthologien hinzu (Das Buch der deutschen Kleinstadt. Das Buch vom deutschen Pfarrhaus. Das Nachtwächterbüchlein. Der Mond ist aufgegangen, deutsche Abendlieder usw.). Ferner Sammlungen unveröffentlichter Briefe (Kranz um Jean Paul. Vossische Hausidylle usw.) und literarhistorische Darstellungen (Jenny v. Voigts, eine vergessene Freundin Goethes. Johannes Schlaf-Buch usw.).

steller. Ein Nurplaudern, ein Jonglieren des Intellekts ist bei ihm undenkbar. Leicht und unwillkürlich scheint alles aus seinem Innern zu quillen, sicher, ohne Suchen und Probieren. Alles ist organisch bei ihm gewachsen — nie hat er nach Aktualität und Modernisierungen geschickt. Das große Eine aber, das alle seine Werke treibt, ist das inbrünstige Suchen nach der deutschen Seele, nach „dem ewigen Vaterland“.

Das hat nichts zu tun mit überhitztem Chauvinismus. Bätens leise Innerlichkeit schließt Pathos und große Gebärde an. Sein ewiges Deutschland ist das Deutschland, wie es Schönaich-Carolath aufsteigen läßt in seinem wunderbaren Gedicht, dessen erster Vers dem ersten Buche Bätens seinen Titel gab. (Mondschein und Siebeldächer.) Das Deutschland, das sich nicht erst im feindlichen Zusammenprall seiner bewußt wird, das ununterbrochen aus den Wurzeln seine Kräfte strömen spürt.

Zunächst freilich ist ihm sein Vaterland Niedersachsen. Der herbe Stamm, der am reinsten Art und Blut bewahrt hat, ist ihm der zukunftsstärkigste, von dem aus Deutschland sich, wie einst, erneuern wird. All sein Erleben ist Bäte hier verwachsen. In seinen Gedichten kann die Klage um die verlorene Heimat aufklingen, schwerlich die Sehnsucht in die Ferne. Immer wieder drängt es ihn, die Schönheit dieses Landes zu schildern, in den typischen Grundzügen wie in dem individuellen Go-sein. Vor allem aber liebt er das Land, weil in ihm das Leben all jener eingebettet ist, denen er sich als Glied einer Kette voller Dankbarkeit verbunden fühlt. Auf diesem Boden unvergleichlicher Geschichte, hier zwischen Ems und Weser, ragt immerfort noch die Vorzeit hinein in die Gegenwart, hier sind Gesichter noch, an denen Jahrhunderte schnitzten; hier sind vor allem jene wundervollen Städte, die mit ihren ragenden Siebeln und krummen Gassen, mit ihren Kirchen und Rathhäusern Geist und Empfinden der Vorfahren ansstrahlen.

Aber Bäte sieht nicht eigentlich mit der Sehnsucht des Romantikers zurück, der bestimmte Zeiträume der Vergangenheit in bestimmtem Gegensatz zur Gegenwart liebt; der sehnsüchtig von der christkatholischen Einheit des Mittelalters und von der Herrlichkeit der Ritterzeit schwärmt, weil diese Einheit verloren gegangen ist und die Gegenwart unheroisch daniederliegt. Bäte ist das harte Jetzt nicht schlechtweg Gegensatz zur Geschichte der Vergangenheit. Sein ewiges Vaterland ist eine höhere Einheit, die alle Gegensätze umschließt, die verschiedensten Jahrhunderte, und grade auch das unromantische, bürgerlich tüchtige 18. Jahrhundert, Protestantismus und Katholizismus, Gefühlsinnigkeit und Rationalismus. Denn alles, geschichtliche Großtat und kulturelles Wirken ist notwendiger Anfluß des Einen, Unzerstörbaren: der deutschen Seele. Die aber ist vor 1000 Jahren im Grunde wie in 1000 Jahren. Gewiß, mannigfach ist sie heute verdeckt, aber nicht verschüttet. Verdeckt durch die Wurzellosigkeit der Großstadt und unsere mechanisierte Zivilisation, durch die Unrast, die abzieht von dem schlichten, unmittelbaren Ergreifen der Vorfäter. Sie aus den Hüllen

zu befreien, sie „Volk werden zu lassen“, das ist Deutschlands Erneuerung, die ihm am ehesten von der westfälischen Heimat zu kommen scheint. Wenn er so die Großen der Vergangenheit beschwört, will er uns zugleich zur Erkenntnis unseres Wesenskernes und zum Reifen zu unserer Bestimmung führen.

Gleich das erste Buch Mondschein und Siebeldächer zeigt Bätens Eigenart. Ungezwungen und liebenswürdig anspruchslos reihen sich in Vers und Prosa Naturlyrik, Stimmungs- und Genrebilder aneinander, gestaltet von echtem Empfinden und wachem Genußen. Der Grundakkord aber ist die Idylle der Kleinstadt, eingebettet in die niederdeutsche Landschaft. Wundervoll lebendig wird diese leise, leise Welt, — wie ist hier alles beredt, wie liegt über allem ein Märchen, ein Lied von Claudius oder Hölty. Hier, wo zwischen alten Siebeln und Kirchen der Geist der Vorfahren verklärt aufklingt, rinnt alles Leben in stillem Fluß dahin, ergreifend in seiner schlichten, eingeborenen Wahrheit. Unwirklich wird uns das Dranßen, ein tiefes Geborgensein umfängt uns, es ist, als hätte unsere unruhige Seele ein Ziel gefunden.

Die hier angeschlagene Melodie klingt auch sonst in seinen Versen weithin wieder. Bätens Lyrik ist mehr be-schaulich, als be-sinnlich. Stimmung und Bild sind zu n ä c h s t vorwiegend die Keimzelle für seine Verse, selten Gedankenhaftes oder unmittelbares Ausprechen des Gefühls. Immer neu erschlossen und ergriffen erlebt er die selige Schönheit der Welt ringsum, durch die er Gottes Schritte gehen hört. Er erfährt das Dranßen nicht zuerst mit einem Sinn, dem sich dann etwa ein anderer zugesellt. Sondern sehr wach und bereit springen sofort die Nerven von Gesicht zu Gehör, Geruch, Gefühl, so daß Farbe, Duft und Klang der Dinge in unlösbarer Einheit auf uns fluten. Die Sinnesschärfe vermittelt die starke Gegenständlichkeit, die noch getragen wird durch einen untrüglichen Instinkt für klangliche Wirkung der Verse. Das innere Erlebnis der Umwelt aber leitet den Dichter sicher, nur die stimmungstragenden Grundelemente festzuhalten. So entstehen Bilder, die in ihrer Rundung und Ausgeglichenheit wie letzte, endgültige Prägung erscheinen:

Vor der Tür

Flachgruben dunkeln schwarz vom Waldrand her,
ein Nachtsinsekten furt auf, der Hund spitzt scharf die Ohren,
schon träufelt erste Nebelnässe schwer,
dann ist in Nacht der letzte Schall verloren.

Der alte Bauer klopft die Pfeife aus,
bebaglich bröhmt das Vieh, Kleeruch schlägt von der Diele,
im Haferstroh verraschelt eine Maus,
die Sensen blinken blaß von hoher Siehle.

Mitunter eines Wandrers später Gang,
ein müder Pendelschlag, der Duft der Nachtviole,

und unhörbar der ernste Lobgesang
geschnitzter Sprüche an den Einfahrtsbohlen.

Ansatzweise kommt hier bereits das Genrehafte mancher Gedichte zur Geltung. Unendlich schlicht und reizvoll sind manche dieser Genrebilder. Wenn etwa der Wandsbecker Bote mit seiner Rebecka behäbig plaudernd übers Land geht. Oder wenn in wenig Versen das Leben der Kleinstadt am Winterabend vor uns ersteht. Die Gabe, mit ganz wenigen Andeutungen bewegtes Leben mit Freud und Leid hineinzustellen in eine unheimlich fühlbare Atmosphäre, ist hier kaum überbietbar.

In den roten Himmel steigt ein Kirchendach,
Schnee liegt kalt und weiß um Dach und Fach.
Kinder klappern von der Schule her,
lächelnd fliegt ein letzter Sonnenspeer.
Eine Klingel schrillt, Zichorienduft
steigt sekundenlang in die graue Luft.
Vor dem Doktorhause hält ein leicht Gespann,
ernst der greise Arzt: „Fahr schnell, Johann!“
An den Fenstern Lug an Auge dicht,
hin und wieder glimmt schon Lampenlicht.
Jäger stapfen heim, Hundegebell.
Eine breite Hand kost Neros Fell.
Worte prahlen. Leise fällt der Schnee.
Eine Wagenspur verläuft in Nacht und Weh.

Besonders groß ist Bätens Kunst, die Stimmung einer bestimmten Stadt, einer Örtlichkeit voll Traditionsgeladenheit festzuhalten. In wenig Zeilen er-
steht da ein Traumbild, das wunderbar Gesehenes verschmilzt mit längst Ver-
klungenem. Jemand, der jahrelang in Südamerika war, erzählte mir einmal,
er sähe, wenn ihn die Sehnsucht nach der Heimat ergriffe, seine Vaterstadt
am innerlichsten in Bätens Gedicht „Braunschweig“. In Bätens überzeitlicher
Kunst ist es dem Gesehenen nach das zeitgebundenste Werk, — es spielt in der
Inflationszeit. Aber zugleich zeigt es, wenn nicht am besten, so am deutlichsten
das Suchen nach überzeitlicher Deutschtum. In seiner deutenden Kraft und
seiner Glaubenszuversicht hinterläßt es einen starken Eindruck. Es ist nicht
eigentlich der große Zug der Handlung, es ist die Stimmung sich ablösender
Situationen, die dem Werke sein Gepräge geben.

Sich ganz einspinnen in eine Stimmung, einfache Vorgänge zu beseelen und
zauberisch erklingen zu lassen, Alltagslebnisse in Poesie zu tauchen, ein Ge-
sehen umwehen zu lassen von dem geheimnisvollen Atem der Umwelt, darin
liegt Bätens eigentliche Kunst in seinen Prosawerken, die mir am größten zu sein
scheint in den ersten Stücken „Im alten Zimmer“ und in einzelnen kleinen No-
vellen, die, hier und dort erschienen, noch nicht gesammelt herausgekommen sind.

Da ist ein Sohn, der nach Jahren wieder bei seinen alten Eltern eine Nacht verbringt. Oder zwei Menschen, scheu zueinander gezogen, krenzen flüchtig ihren Weg. Wie vermag der Dichter solche schlichten Vorgänge in zitternde Bewegtheit und ewige Schönheit umzusetzen!

Und dieser Grundklang geht auch durch viele der historischen Novellen, (Das ewige Vaterland. Mond über Nippenberg.) die, ähnlich, nicht Gipfelpunkt eines Lebens darstellen, — meist ist es ein Dichterleben — die vorwiegend sozusagen die Pause zwischen zwei Akten gestalten. Und die diese Menschen, mit zartem Silberstift gezeichnet, den Hauch ihrer Zeit, die Lust ihrer stillen Stuben atmen lassen, mit denen sie ganz anders verwachsen sind als die Menschen unserer Zeit mit den ihren.

So herrscht auch hier das Idyllische vor. Aber unverkennbar ist, wie Bäte langsam zu neuen Erlebnismöglichkeiten kommt. Nicht nur die Möser, Stolberg, Voß, auch einen Grabbe und Bürger zwingt nun Bäte zu sich. Man spürt, wie es den Dichter langsam zu einer mehr psychologisierenden, problematischeren Gestaltung drängt. Vor allem aber ist der neueste Lyrikband „Weg durch Wiesen“ zugleich ein Weg in bisher kaum betretenes Land. Gedichte sind in diesem Band, die Bätens Wesen so aufgelockert, so hintergründig-irrational zeigen, wie nie zuvor. Gedichte, in denen nicht Landschaft, Heimat, Vorgang die Seele löst und klärt, in denen unmittelbar aus den eigenen Tiefen das Erlebnis herausquillt und zu visionärer Gestaltung wird.

Meiner Mutter

Sie sagen, du seist nun geborgen in Gott
und habest den ewigen Frieden.

Ich aber weiß, du stehst sehnend am Tor
und fühlst dich schauernd geschieden.

Ich weiß, daß kristallenste Ewigkeit
dir deine Augen nur dunkelt,
ich weiß, du irrst durch den leeren Raum,
bis atmend die Erde anssunkelt.

Ich weiß, du reißt dich aus seinem Schoß
und seiner Liebe Erbarmen
für eine Stunde in deinem Stuhl
und in deiner Söhne Armen.

Der diese erschütternden Verse schrieb, ist ein begnadeter Dichter. Der sie uns überraschend schenkte, läßt uns mit Spannung jedes neue Werk erwarten.

Meine wissenschaftlichen Bücher

Von Ludwig Bäte

Neben meinen Lyrik- und Novellenbänden veröffentlichte ich eine ganze Reihe wissenschaftlicher Arbeiten. Die Vossische Hausidylle (Carl Schünemann, Bremen), eingehend eingeleitet und mit Anmerkungen versehen, gibt einen glücklichen Fund wieder: Ernestines Briefe an Heinrich Christian und Sara Boie. Drei Provinzen unserer Literatur, Göttingen, Jena und Heidelberg, wachen in Klopstock, den Jacobis, Goethe, Schiller, Herder, Eichstädt, Thibaut, Jean Paul n. a. reizvoll unter Ernestines Idyllenfeder auf. Vorher gab ich ihre lange vergessenen Mitteilungen (Turm-Verlag, Göttingen) heraus. Der gleichen Welt gehört der Kranz um Jean Paul (Hörning, Heidelberg) an, der Briefe von Heinrich Voß über den Geliebten zum erstenmal zusammenbindet, wundervolle Tage in Heidelberg aufschäumen läßt. Eine größere Studie beschäftigt sich mit Jenny von Voigts, Justus Mölers Tochter und Goethes niegesehener Freundin (Leopold, Warendorf i. W.). Sie verwertet sehr viel neues Material und bringt wie die Vossische Hausidylle eine Reihe bislang unbekannter Bilder.

Zu Johannes Schlafs sechzigstem Geburtstag 1922 veröffentlichte ich Das Johannes Schlaf-Buch (Greifenverlag Rudolstadt); eine Rede auf Johannes Schlaf, zur Eröffnung der Weimarwoche 1926 gehalten, erschien in diesem Jahre bei Jaekel in Quedlinburg. Die vielverbreiteten Bücher von der deutschen Kleinstadt (Englert und Schlosser, Frankfurt am Main), vom Pfarrhaus (Holzwarth, Rothenfelde) und vom Nachtwächter (Turm-Verlag, Göttingen) suchen die „gute alte Zeit“ aufs neue zu gewinnen. Sie wurden gemeinsam mit meinem Freunde Kurt Meyer-Rotermund herausgegeben. In den drei Dsningsschriften (Stolberg, Bei uns im Winter, Raft auf der Wanderung), ebenfalls bei Holzwarth in Rothenfelde, wurde ein lange begrabenes deutsches Land, schwer an Vergangenheit, erschlossen in Theodor Storms Lebensgarten (im gleichen Verlag) ein Bild seiner liebenswerten Tochter Gertrud umrissen, ergänzt durch eine Reihe unbekannter Jugendgedichte des Vaters. Die Sammlung Der Mond ist aufgegangen. Deutsche Abendlieder (Wiechmann, München) gibt eine Auswahl aus kostbarstem Liedergut.

Demnächst soll eine Lebensgeschichte meines verstorbenen Fremden, des Erzbischofs Dr. Albert Bitter (früher in Stockholm), erscheinen. Sie will über das rein Kirchliche hinaus, das darzustellen nicht meine, des Protestanten und Literaten, Aufgabe sein kann, einen bedeutenden Menschen im Gange seiner Zeit zu erfassen suchen und den starken Auslandsdeutschtumswert Bitters aufzeigen, der über ein halbes Jahrhundert hinweg Rückgrat vaterländischen Le-

bens in Stockholm war. Kaum wagt die Hand vor einer andern Ausgabe anzusetzen, dem Leben meiner früh vollendeten Mutter.

Die Kreise, denen alle diese Bücher angehören, mögen sich verschieden spannen; im Grund kommen die Schriften aus einer Welt, einem Punkt: aus erlebter Vergangenheit. Sie mögen also auch wohl „romantisch“ sein. Vielsach sind sie Quellen zu Novellen gewesen. Sicher haben sie manches, was ein immer überwallendes Gefühl zu verwischen drohte, reiner und klarer prägen helfen, den Zusammenhang mit dem Abgeschiedenen und doch nicht Toten enger gebunden, mich in eine Kette gefügt, deren Ringe ich immer klarer erkenne, ohne ihre Form und Fügung — hoffe ich — zu wiederholen.

Dehlenschläger und das deutsche Geistesleben

Von Wilhelm Dietrich

(Schluß)

Durch diese deutsche Dichtungen wurde der Name Dehlenschlägers in diesen Jahren allmählich in Deutschland bekannt. Der junge Heinrich Voß z. B., in dem der Däne für die Durchsicht seiner späteren deutschen Dichtungen einen willigen und verständnisvollen Mitarbeiter finden sollte, stellte den Nordländer in einem Briefe¹⁾ des Jahres 1810 gar schon in eine Reihe mit Shakespeare, Goethe und Schiller. Auch die Persönlichkeit des Dichters verfehlte fast nirgends ihre Wirkung. Und dieser hübsche Dichterkopf mit fast südländischem Gepräge, mit den „musikalischen Künstleraugen“, wie Goethes Freund Reinhard aus Paris schreibt²⁾, diese naive, liebenswürdige, wehmütig-poetische, etwas mkräftige Dichternatur mit der blühenden Einbildungskraft konnte wirklich bezaubern, wenn auch die jugendliche Eitelkeit und Aufdringlichkeit reiferen Naturen zuweilen unbequem werden konnte.

Im Sommer 1808 war Dehlenschläger dann wieder auf deutschem Boden, wo er sich von seinem neuen Verleger Cotta in Stuttgart für seine deutschen Dichtungen ein gutes Honorar holte, um seine Italienreise antreten zu können. Über Goppet und Genf, wo er den anschließenden Herbst und Winter im gastlichen Hause der Stael weilte und in ein hößliches Verhältnis zu U. W. Schlegel trat und auch Bekanntschaft mit dem wunderlichen Zacharias Werner schloß, reiste er nach Italien. Obwohl er hier deutsche und dänische Freunde traf — so z. B. Karoline von Humboldt und Maler Müller, — fühlte sich der Skalde unter Italiens Sonne nicht wohl, ja, er spielte hier eine unglückliche Rolle. In Modena sah unser Däne Freskogemälde Correggios, und bald dar-

¹⁾ S. Briefe von H. Voß. Hg. von Abraham Voß. Heidelberg 1834.

²⁾ K. v. Reinhard, Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart und Tübingen (Cotta). 1850.

auf begann er die Ausarbeitung der geplanten Künstlertragödie „Correggio“, deren Idee ihn schon in Paris beschäftigt hatte. Bemerkenswert ist, daß der Dichter dieses Werk gleich deutsch niederschrieb. Er tat das wohl nur, um einen besseren Erfolg mit seinem Deutsch zu erzielen. Auffallend ist, daß dieses deutsche Künstlerdrama, von dem das Stuttgarter „Morgenblatt“ 1813 den ersten Akt brachte, erst 1816 bei Cotta gedruckt erschien, während es dänisch schon 1811 und 1812 gar schon in schwedischer und italienischer Übersetzung im Druck erschien. Mit dem „Correggio“ näherte sich der Dichter in gewissem Sinne wieder dem Gebiete des naiven romantischen Dramas. Das Stück hat den Tod des berühmten Malers Antonio Allegri da Correggio zum Gegenstand, dessen innerlich reiche Künstlernatur und äußere Lebensnot dargestellt werden. Der schwächliche Künstler stirbt an Erschöpfung nach einem Blutsturz, als er einen Sack voll Kupfergeld, den er von böswilliger Hand für eines seiner Gemälde aufgebüdet bekommen hat, nach Hause schleppt. Er stirbt zu früh, um noch die Nachricht von einer für ihn glücklichen Schicksalswendung hören zu können. Der Sack wird hier zum schönen Symbol der Lebensmühseligkeiten. Das Unhistorische an dem melancholischen, kränklichen, in Armut lebenden und sich an dem Sacke Kupfergeld zu Tode schleppenden Antonio Allegri, der tatsächlich älter starb, blieb bereits den Zeitgenossen Dehlenschlägers nicht verborgen. Mehr Lebenswahrheit besitzen die beiden anderen Maler Michel Angelo und Giulio Romano. Von großer poetischer Schönheit ist das Elfenlied, das den Beifall der Karoline von Humboldt fand. Lauretta, die Nachbarstochter, singt es dem im Walde angetroffenen und müde am Quell niedergesunkenen Antonio vor, zur Erheiterung, und doch ist es sein Todeslied.

Die Elfin wohnt in der Felsenhall',
 Der Pilger sitzt am Wasserfall.
 Die Wellen stürzen, so weiß wie Schnee,
 Hinunter tief von der Felsenhöb'.
 Perr Pilger, spring' in den Strudel hinein,
 Dann sollst du stets mein Geliebter sein.

Ich löse vom Körper die Seele dir,
 Sollst lustig tanzen im Wald mit mir.
 Herr Pilger, stürze dich rasch nur hinein,
 Ich spüle wie Elfenbein weiß dein Gebein.
 Tief sollst du ruhen im fenchten Gemach,
 Und über dich stäubet der Felsenbach.

Dem Pilger granset, er will aufstehn,
 Da ist er so matt, er kann nicht gehn.
 Die Elfin stehet mit goldenem Haar,
 Reicht ihm den Becher mit Wasser klar;

Der Pilger trinket den kühlen Trank,
Da fühlt er sich plötzlich so fieberkrank.

Es läuft ein Schauer durch Mark und Blut,
Er hat getrunken die Todesflut;
Er sinket blaß in die Rosen roth,
Da liegt der Pilger, und er ist todt.
Der Strudel zieht ihn hinab zum Schlund,
Da liegen die Knochen im feuchten Grund.

Nun ist die Seele vom Körper frei,
Nun kommt sie Nachts in dem Wald herbei,
Im Frühling, wenn schneller der Bergstrom reißt,
Da tanzt mit der Elfin des Pilgers Geist.
Dann scheint der Mond durch den dunkeln Hain,
Durch's Wasser auf sein weißes Gebein¹⁾.

Schon diese kleine Probe verrät uns die guten und schlechten Seiten des Künstlerdramas: viel Poesie, südländischen Farbenschmelz, lyrisch weiche Stimmung und wenig dramatisch fortschreitende Handlung. Mit dem „Correggio“ wollte sich der Dichter, wie er selbst schreibt, „von jedem Vorbilde losreißen, aber statt einer forcierten und so verunglückten Kraft verlieh ich ihm wohl nur eine schimmernde Mattigkeit“. Fand das Hervortreten des Kunstdidaktischen zum Schaden des Dramatischen beim deutschen Publikum vielfach gerade Anklang (z. B. auch bei Kind), so nahmen die Großen unserer Literatur, z. B. Tieck und Goethe Anstoß an dem Unhistorischen des Stückes und den kunstverständigen Reden, dem „Kunststräsonnement“, wie der Weimarer Altmeister sich ausdrückte.

Der Herbst des Jahres 1809 trieb den Nordlandsdichter endlich auf den Heimweg zu seiner Braut in Kopenhagen und nach dem geliebten Weimar. Über Heidelberg, wo er zwei Tage in der Familie Voß weilte, fuhr er nach Weimar, wo er dann eine bittere Enttäuschung erlebte. Sein geliebter Meister Goethe empfing in olympischer Götterlaune den liebebedürftigen Jünger freundlich, aber mit kühler Zurückhaltung. Lange Jahre zitterte der Schmerz über diese verlorene Liebesmüh' in dem Däunen nach. Hatte sich damals Goethes Gefallen an der jugendfrischen Naivität in herzlichem Entgegenkommen geäußert, so trat er jetzt als Erzieher dem Nordländer entgegen in der Erkenntnis, daß man diesem temperamentsvollen, unreifen und aufdringlichen Nordlandssohn gegenüber mit Freundschaftsbeweisen geizen müsse. Nach einem plötzlichen „ganz verrückten Abschied“²⁾ von Goethe in später Abendstunde eilte Dehlenschläger dann zurück in die Heimat, wo er seine geliebte Christiane heimführte.

¹⁾ Mitgeteilt nach der Ausgabe des „Correggio“ bei Reclam. (Nr. 1555).

²⁾ So Goethes Ausdruck.

In der Heimat folgten dann Jahre fleißigen Schaffens, literarischer Fehden und Siege. Außer neuen nordischen Dramen schuf Dehlenschläger auch zahlreiche Lustspiele und Singspiele. Diese Versuche zeigten aber bald, daß hier nicht des Dichters Begabung lag. Der Raum verbietet es, auch nur die wichtigsten Werke anzuführen. Nicht unerwähnt aber darf das vortreffliche nordische Sagengedicht „Helge“ bleiben, das Segner, der Dichter der „Frithjofssage“ selbst als sein unerreichtes Vorbild bezeichnet hat. Diese Dichtung, deren Auferstehung in der deutschen Literatur zu begrüßen wäre, besteht aus den beiden Romanzenzyklen „Frodes Drapa“ (Frodes Totengesang) und „Helges Eventyr“ (Helges Abenteuer) und der Tragödie „Drsa“. Diese Trilogie mit ihrer wilden Romantik der Wikingerzeit und ihrer prächtigen Sprache ist kräftiger und nordischer als die bei uns bekannte, lyrisch vielleicht schönere „Frithjofssage“ von Segner. Dehlenschlägers eigene Verdeutschung des „Helge“ blieb — nicht zuletzt wegen ihrer sprachlichen Mängel — in Deutschland ziemlich unbeachtet. 1865 gewann der treffliche Übersetzer Gottfried v. Leinburg die dänische Dichtung für die deutsche Literatur. Er gab nämlich in diesem Jahre in deutscher Bearbeitung den „Helge“ als ein Gedicht in 21 Romanzen heraus und ein paar Jahre später, als die beiden andern Teile dieses Gedichtzyklus „Die Hroars-Sage“, einen Profaroman mit eingeflochtenen Liedern und Romanzen, und „Drsa“, eine Tragödie in Szenen, in antiken Trimetern mit Chören und Gesängen. Die Pracht und Fülle der Sprache des dänischen Originals erkennt man schon aus den ersten Versen der ersten Romanze in der Leinburgschen Übersetzung:

Auf Leire König Frode stund,
 Den Bruder traf er todeswund,
 Da war groß Leid und Schmerzen.
 Auf seinem Schild Jung-Halldau liegt,
 Den Stahl in seinem Herzen.

Bin König nun im Dänenreich,
 Und dem, der bringt mir allfogleich
 Die jungen Bruderkinde,
 Mit Ringen von glutrotem Gold
 Will lohnen ich den Finder.

Sie suchen Nacht, sie suchen Tag,
 Zu Land, zur See, in Wald und Hag,
 Und finden nicht die Knaben.
 Die sitzen in dem Erdenhaus
 Im Boden tief begraben.

Gegen Ende des Jahres 1816 trat Dehlenschläger als Reisebegleiter seine zweite Deutschlandreise an, die ihn mit alten und neuen Freunden zusammen-

führte. In Kassel gewann er sich die Brüder Grimm zu Freunden, in Paris sah er die Brüder Schlegel wieder, in Stuttgart traf er zusammen mit Rückert und Uhland, in München lebte er im Umgang mit Schelling, im gastlichen Wien verkehrte er im Kreise der Pichler mit dem jungen Grillparzer und andern Größen des literarischen Vormärz. In der Elbresidenz geriet der damals in Deutschland schon berühmte Däne ganz unter die pseudoromantischen Dichter des „Liederkreises“. Die Anerkennung, die der eitle Gast bei diesen Literaten der Mittelmäßigkeit fand, ließ ihn vielleicht nicht so recht zu der Erkenntnis kommen, wie hoch er selbst über diesen Durchschnittschriftstellern stand. In Berlin verband wahre Dichtersfreundschaft Dehlenschläger mit Tieck, und mit dem grotesken E. Th. A. Hoffmann und dem ritterlichen Fonque feierte der nordische Dramatiker einen echten Dichterabend. Dann ging die Reise heimwärts.

Die nächsten Jahre waren für Dehlenschläger Jahre steigenden Dichterruhmes in der nordischen Heimat, wo er bald als unumstrittener Dichterkönig des Nordens galt. Und auch in Deutschland kamen für ihn die besten Jahre. Zu seinem eigenen Leidwesen aber wurde er hier volkstümlich als der Dichter des schwächlichen „Correggio“, der über alle bedeutenden Bühnen ging und eine Flut von Künstlerdramen nach sich zog. Andere Dramen des Dänen kamen weit seltener auf die Szene. Einen rühmlichen Gegensatz zu diesem zahlreichen Chorus der „Correggio“-Verehrer, zu dem z. B. Wilhelm Grimm, Familie Voß, die Damen von Weimar, Fr. Kind, Chamisso, Holtei, Heine und Alexis gehörten, bildeten die Großen Goethe und Tieck in ihrer ablehnenden Haltung, was sicherlich bei ihrem dramaturgischen Scharfblick und bei der Bedeutung ihres Urteils über den künstlerischen Wert der Tragödie viel sagen will. Auf dem Gebiete des Künstlerdramas läßt sich von einer wirklichen Rückwirkung Dehlenschlägers auf die deutsche Literatur sprechen, ja, wenn man z. B. an Zedlig, v. Schenk, Houwald, Halm und Raßmann denken will, sogar auf die Romantiker. Aus der Unmenge der deutschen Künstlerdramen, die in dem zweiten bis vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden und mehr oder minder das dänische Muster verraten, seien hier nur angeführt von Schenks „Albrecht Dürer in Venedig“, Zedligs Saffodrama „Kerker und Krone“, Raupachs „Lassos Tod“, die Camoensdramen von Halm und v. Schenk, die Petrarca-dramen von Halirsch und Zimmermann, die „Hans Sachs“-Dramen von Halirsch und Deinhardstein und Karl v. Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“. Manche Anerkennung aus Deutschland drang in diesen Jahren zu dem Dänen hinüber, der leider auch häufig zum Deutschdichten angemuntert wurde. Bald erschienen denn auch wieder deutsche Schriften. Nachdem er sich durch eine deutsche Holbergüberetzung wieder im Deutschschreiben geübt hatte, entstand in deutscher Sprache der auf Schnabels „Insel Felsenburg“ beruhende Romanzyklus „Die Inseln im Südmeer“, der 1826 bei Cotta erschien und in Deutschland günstige Urteile fand. Von den vielen anderen dramatischen und

epischen Dichtungen dieser Jahre sei nur eine rühmend hervorgehoben, das prächtige Romanzengedicht „Nordens Guder“ (Die Götter des Nordens) vom Jahre 1819, das wie „Helge“ in echt romantischer Weise die verschiedensten Versarten zeigt und 1829 in einer Übertragung von G. Th. Legis auch den Deutschen zugänglich wurde. An diesem Werke, das unsere nördlichen Stammesbrüder weit über den „Correggio“ und auch den „Uladdin“ stellen und das der Märchendichter Andersen die nordische Iliade nannte, begeisterte sich Richard Wagner für die altgermanische Vorzeit.

In den Jahren 1829/30 ließ Dehlenschläger seine deutschen Werke gesammelt als „Schriften“ in 18 Bänden in Breslau erscheinen, die auch die bis zum Ende der ersten Deutschlandreise reichende „Selbstbiographie“ brachten. Der Zeitpunkt war sicherlich nicht zu früh gewählt; denn es stiegen jetzt für den dänischen Romantiker ungünstige Zeitläufe in Deutschland heraus. 1827 konnte Tieck noch schreiben, daß Dehlenschläger „den Deutschen fast ebenso sehr angehörte, als seinen Landsleuten“. Bald aber zeigten sich widrige Winde, die neue Generation, das „Junge Deutschland“ war dem Dänen nicht hold.

Um sich wieder in Erinnerung zu bringen, entschloß sich der Nordlandsdichter im Jahre 1831 zu einer dritten Deutschlandfahrt, die ihn mit alten und neuen Freunden in Berührung brachte und seine herzliche Freundschaft mit Tieck neu befestigte. Trotzdem aber will in den Folgejahren des im Norden gefeierten Skalden Liebesklage um das abtrünnige Deutschland nicht verstummen. An Neuerscheinungen sind von den Arbeiten des stets fleißigen Dänen aus dieser Zeit die Tieck gewidmeten „Morgensländischen Dichtungen“ zu erwähnen, die 1831 herauskamen und das Märchendrama „Die Fischers-tochter“ enthielten. In den 21 Bändchen der „Werke“, die 1839 in Breslau erschienen, sammelte Dehlenschläger für die deutschen Leser zum zweiten Male seine verbesserten deutschen Dichtungen. Recht eifrig war er gerade in dieser Periode auch wieder als Literaturvermittler zwischen Deutschland und Dänemark tätig, indem er seine Landsleute durch kritische Beiträge und Übersetzungen deutscher Dichtungen mit Goethe, Schiller u. a., besonders aber mit Tieck bekannt machte.

Für uns Deutsche ist aus dem Beginn der 40er Jahre von größtem Interesse die persönliche Bekanntschaft Hebbels mit Dehlenschläger, der ihm in den bösen Kopenhagener Monaten Freundschaft und Fürsprache bot und ihm zu dem von der dänischen Regierung erbetenen Reisestipendium verhalf. Einen kleinen Beweis der Dankbarkeit für die in Kopenhagen erwiesene treue Freundschaft erbrachte Hebbel dadurch, daß er noch im Jahre 1843 seine „Reise-Gedichte“ als „dem edlen Dehlenschläger in verehrender Freundschaft gewidmet“ erscheinen ließ. Später trafen sich die beiden Dichter noch einmal in Paris.

1844 unternahm der nun bereits fast 65 jährige Däne mit seinem jüngsten Sohne seine letzte Deutschlandfahrt, die ihn nach Berlin, Dresden, Wien, München und auch wieder nach Paris führte. In der preußischen Hauptstadt

sah er seinen vom Alter gebeugten Freund Tieck wieder. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Königsthron, lud den gekrönten Dichtersfürsten des stammverwandten Nachbarlandes wiederholt zur Tafel und ehrte ihn durch Verleihung des Ordens Pour le Merite. Wir können uns denken, wie diese Ehrung von hoher Stelle aus in Deutschland, das ihn nach seiner Meinung nie in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und besonders in den letzten 20 Jahren vergessen hatte, unfern Dänen gefreut haben mag. Noch mehr Beachtung fand er in Wien, das stets gern Dichter feierte und sich überhaupt in hervorragendem Maße als eine Pflegestätte Dehlenschlägerscher Dichtung und Bühnenkunst erwiesen hatte. Diese Wiener Wochen führten ihn mit Grillparzer, Castelli, Anschütz, mit dem Fürsten Metternich und dem Erzherzog Karl und anderen Größen des Wiener Vormärz in freundschaftlichen Verkehr zusammen. Den Höhepunkt aber bildete die zu Ehren Dehlenschlägers in der Künstlergesellschaft „Concordia“ veranstaltete Feier. Grillparzer schrieb dem nordischen Gaste ins Stammbuch:

Was frag' ich viel um Nord und Süd,
 Streng abgeteilt nach Grenzen und Revieren,
 Wenn so wie du der Norden glüht,
 Des Südens Dichter aber frieren..

Der bekannte Maler Amerling porträtierte bei Gelegenheit dieses Wiener Besuchs „den stattlich schönen 65 jährigen Greis, dessen Haupthaar noch schwarz, dessen Wangen fast jugendlich gefärbt waren.“¹⁾

Die letzten Lebensjahre Dehlenschlägers, dessen teure Gattin dahingeshieden war, der aber bis zum Tode durch einen regen Briefwechsel mit seinen Kindern in Verbindung blieb, flossen ziemlich ruhig dahin, wurden nur getrübt durch sich mehrende Podagraanfalle. Dichterisch tätig war der Däne bis zum Lebensende. Doch erübrigt es sich, auf die späten Werke einzugehen, da es hier darauf ankommt, den Nordlandsdichter nur mit seinen besten und auch für unsere deutsche Gegenwart noch bedeutenden Dichtungen vorzuführen. Der 70. Geburtstag des Dichters am 14. November 1849 gestaltete sich zu einem großen, allgemeinen Volksfest in Kopenhagen. Und am 20. Januar 1850 endete Dehlenschläger sein schaffensreiches Dichterleben. Der mit ihm befreundete dänische Märchendichter Andersen schrieb von diesem Tage: „Der Norden hat seinen Goethe verloren“.

Die durch die deutschen Zeitungen gehende Nachricht von dem Tode des nordischen Dichtersfürsten brachte diesen in Deutschland von neuem in Erinnerung. Zudem erschienen 1850 die „Neuen dramatischen Dichtungen“, eine deutsche Sammlung der letzten dramatischen Arbeiten des Dänen, mit den Tragödien „Amleth“ und „Dina“. Ferner kamen 1850/51 in deutscher Originalausgabe als posthumes Werk die „Lebens-Erinnerungen“ heraus, an

¹⁾ E. L. A. Frankl, Friedr. v. Amerling. Ein Lebensbild. Wien. 1889.

deren Weitläufigkeit man mit Recht Anstoß nahm. Daß die deutschen Übersetzer sich auch in den Jahrzehnten nach Dehleschlägers Tode noch mit seinen Dichtungen beschäftigten, zeigt schon der bereits erwähnte von Leinburgsche „Helge“ vom Jahre 1865. Nicht allgemein bekannt dürfte sein, daß der westfälische „Dreizehnlinden“-Dichter F. W. Weber, der eine Vorliebe für nordische Literatur und Stoffe hatte und noch einer Periode angehört, in der Dehleschläger und Tegner in Deutschland bekannter als heute waren, drei kleine Dehleschlägersche Gedichte in formvollendeter Übersetzung hinterließ. Diese heißen „Unsterblichkeit“, „Gesang des Eremiten“ und „Die zwei Kirchtürme“ und wurden in Webers „Herbstblättern“ veröffentlicht. Mit dem dänischen Meister verkündete der tiefgläubige Sohn der roten Erde hoffnungsfroh seinen Glauben an ein Fortleben im Jenseits, und so heißt es am Schlusse des Gedichtes „Unsterblichkeit“ bei Weber:

Kinder bann, um wieder zu zerstören:
 Was dem Geist entstammt, muß ewig währen,
 Was die Kunst erschuf, unsterblich sein:
 Und du könntest, Gott der Huld und Stärke,
 Deiner Weisheit, Deiner Allmacht Werke
 Grausam, kalt vernichten wollen? — Nein!

Leg mein Geist, o leg dich ruhig schlafen:
 Zu des Friedhofs kleinem Friedenshafen
 Folgest, Staub, du deinem Staub nicht nach!
 Überrascht am neuen Jugendmorgen,
 Ruft zu neuer Lust, dir noch verborgen,
 Ruft dich Gottes Vaterliebe wach.

Der 100 jährige Geburtstag des Dänen im Jahre 1879 wurde in Deutschland nicht gänzlich vergessen. Aber man gedachte seiner nur noch als einer der Gegenwart längst entfremdeten Literaturgröße. Seine Werke gerieten bei dieser und der folgenden Generation immer mehr in Vergessenheit.

Hatten in Deutschland das politische, tendenziöse „Junge Deutschland“ und Hebbels neuartige Dramenkunst für des Dänen Dichtungen ungünstige Zeiten gebracht, so herrschte der „Goethe des Nordens“ in Dänemark wie überhaupt in der skandinavischen Literatur eigentlich bis in die Tage des gereiften Ibsen und des jüngst verstorbenen Georg Brandes, der zu Beginn der 70er Jahre in seinen berühmten Vorlesungen an der Kopenhagener Universität über „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“ zu völligem Bruch mit den bisherigen Anschauungen aufforderte. In Deutschland drang dann die Moderne vor mit ihrer Vorliebe für realistische Kunst, für Naturwissenschaften, Materialismus und Sozialismus. Da blieb kein Platz für den „altmodischen“ romantischen Epiker und Dramatiker Dehleschläger. Für ihn wurde bald ein

anderer Nordländer in der deutschen Literatur beliebt: Henrik Ibsen. Die Gegenwart denkt schon wieder gänzlich anders. Das Publikum ist ibsenmüde geworden und zeigt wieder Verständnis für romantische Dichtung. Und so wird man auch heute wieder richtig ausgewählte Proben der Dehleschlägerschen Muse mit Vergnügen lesen. Knapp muß allerdings die Auswahl sein. Man bedenke nämlich, daß die Titel der Schriften Dehleschlägers in ihren verschiedenen Ausgaben in meiner „Dehleschläger-Bibliographie“ über 37 geschriebene Folienseiten beanspruchen. Die Bibliographie der in deutscher Sprache erschienenen Werke des Dichters umfaßt allein schon 13 Folienseiten. Selbstverständlich gehört der weitaus größte Teil der Schriften der dänischen Literatur an, und es wäre unsinnig, alle diese in Übersetzungen dem deutschen Leser zugänglich machen zu wollen. Alle literarischen Streitschriften z. B., ferner die Reden, Kritiken, Vorlesungen und Zeitschriftenbeiträge können wir wohl in ihrer Gesamtheit entbehren, da sie fast durchweg nur noch historischen Wert haben. Auch alle die dänischen Übersetzungen, die Dehleschläger als Vermittler ausländischer Literatur für seine Landsleute herausgegeben hat, kommen selbstverständlich für den Deutschen nicht in Frage. Übrig bleiben die lyrischen, dramatischen und epischen Dichtungen des Dänen, und auch ihre Menge verlangt sorgfältigste Sichtung und Wertung. Nur charakteristische und auch heute noch wirklich wertvolle Proben der Dehleschlägerschen Muse dürfen in Neuausgaben dem deutschen Leser vorgelegt werden. Er wird darin nationale Eigenart, aber auch etwas von Schiller, Goethe, Tieck, Shakespeare und, wenn man will, auch von Kozebue entdecken, viel poetische Schönheit und Größe, Farbenreichtum, starkes Gefühl und Phantasie. Und wenn der Deutsche sich zuweilen an der Nachlässigkeit in der Komposition, der stillosen Vermengung der verschiedenen Kunstgattungen und der lyrischen Schönseligkeit stoßen sollte, so läßt sich immerhin sagen, daß dies Erbfehler der deutschen Romantik sind. Der Wunsch des Verfassers geht dahin, durch Herausgabe einer vollständigen Dehleschlägerbibliographie und Biographie mit einer Darstellung der so unendlich reichen Beziehungen des Dänen zum deutschen Geistesleben und seines Verhältnisses zur Gegenwart und durch Darbietung einer Auswahl seiner Werke dem vergessenen Nordlandsdichter zu einer verdienten Auferstehung zu verhelfen

Gedichte

Von Anne Serbe

Die alte Laute

Sie hing in der Ecke beim alten Spinett
Wohl viele Jahre und Wochen;
Leicht lagen die Saiten am dunklen Brett,
Drauf ein Schäferpaar knustvoll gestochen.

Die alte, beringte Frauenhand
Fuhr oft lieblosend darüber,
Strich sinnend das weisse Seidenband . . .
Dann ward' ihr Auge wohl trüber.

Sie dachte an jenen lichten Tag
Vor vielen leiddunklen Jahren,
Da sie im frühlingdustenden Hag
Einander begegnet waren.

So kurz war das lachende Sommerjahr,
Das heimliche Leiden und Lieben,
Und nur die singende Laute war
Und die Erinnerung ihr geblieben.

Wie oft erwachte vom Schlaf sie schon,
Und horchte mit bleichen Zügen;
Von verklungenem Liede ein letzter Ton
Schien silbern im Kanne zu liegen.

Die Jahre kommen, die Jahre gehn,
Gebleicht sind Haar nun und Seide;
Die Stürme brausen, die Winde wehn
Wohl über ein Grab in der Heide.

Das schließt den wandernden Knaben ein,
Und das Herz, das er mitgenommen.
Man grub ihn im blauen Mondlicht ein . . .
Weiß niemand, woher er gekommen.

Mutter singt

Ich ging in einer Sommernacht,
Da alle Sterne aufgewacht,
Und fröhlich blinkten in die Welt,
Ins liebe Dorf, das noch erhellt.

Uns einem Kleinen, stillen Haus
Klang Kinderweinen matt heraus,
Und dann ein Lied voll süßer Anh;
Das trug der Abendwind mir zu.

Da sitzt im Silbermondenlicht,
Das voll durch die Gardine bricht,
Am Wiegenbett bei früher Nacht,
Die Mutter bei dem Kind und wacht.

Sie wiegt's mit ihrem leichten Schuh,
Und singt ein Schlummerlied dazu,
Da wird das Kinderweinen stumm,
Tranmenglein geht im Zimmer um.

Und wie ich steh' ans Haus gelehnt,
Hab' ich mich heiß zurückgesehnt.
Könnt' ich nur einmal Kind noch sein,
Und schlief' im Mutterarme ein.

Im alten Städtchen

Das alte Städtchen liegt im Schlaf,
Der Mond steht lächelnd drüber;
Die Glocke in dem alten Turm
Schläft ans von Weh und Wintersturm,
Die große Uhr tickt still und brav . . .
Die Sterne blinzeln trüber.

Da drunten um die Kirche gehn
Des Wächters schwere Schritte.
Vom Rücken nimmt das Horn er schnell;
Es blinkt im Mondlicht güldenhell . . .
Er hat am Markt noch Licht gesehn;
Das ist nicht nach der Sitte.

Und gar im Bürgermeisterhans?
Was soll denn das bedeuten?
Was wird es geben — wenn's beliebt —
Wenn man ein solches Beispiel gibt?
Ist man wohl noch beim Täuslingschmans?
Soll er am Hofstor läuten?

Doch nein, den Stadtgesetzen soll
Ein jeglicher sich fügen;
Es ist genug der Festerei!
Horch, Klang da nicht ein Kinderschrei?
„Wär' nicht“, denkt er in stillem Groll,
„Mein Schweigen feiges Lügen?“

Er steht am grünen Brunnenrand
Wie ein gestrenger Richter,
Und stößt ins Horn, das güldenhell . . .
Das klingt durchs Städtchen, zornig, grell,
Schaut zu den Fenstern unverwandt . . .
Da löschen alle Lichter.

Es knirscht die schwere, dunkle Tür
Im Bürgermeisterhause,
Und lachend kommen sie herans,
Die lang' gesäumt beim Länflingschmaus,
So laut, als kämen sie vom Bier
Aus Vater Goldschmieds Klausen.

Und auf den grünen Brunnenstein
Legt einen Taler jeder.
„Hab Dank, du alter Eisenbart,
Du hast vor Schlimmerem uns bewahrt.
Wie klingt dein Horn so silberfein
'Gen uns'rer Frau'n Gezeter.“

Der alte Schelm verbeugt sich tief:
„Das kann ich öfter — wenn's beliebt —
Nun, nichts für ungut, meine Herrn;
Ruhsame Nacht!“ Der Abendstern
Steht hoch im Blau, als ob er schlief,
Der Mond sich übers Städtchen schiebt.

So recht behaglich, voller Ruh,
Der Alte bläst zur letzten Nacht.
„Ihr Leute, hört', und laßt euch sagen . . .“
Dann hockt er auf dem Brunnenschragen;
Es fallen ihm die Augen zu . . .
Er träumt und nickt. „Ruhsame Nacht . . .“



Volk und Staat

Der „eiserne Hindenburg“

Von Hermann Popp.

Als der eiserne Hindenburg in Berlin errichtet wurde, verkündeten die englischen Zeitungen prompt, die Deutschen hätten einen Rückfall ins Heidentum, aber es sind unter den Deutschen, die damals ihre Nägel in das Standbild einschlugen, verschwindend wenige gewesen, die sich dieses Rückfalls und der damit zusammenhängenden Symbolik ihres Tuns bewußt waren.

Die nächsten Parallelen zum eisernen Hindenburg und den zahlreichen anderen Nagelungsdenkmälern, die während des Weltkrieges in so vielen deutschen Städten entstanden, finden wir in dem alten Handwerksburschenwahrzeichen, dem sogenannten „Stoß im Eisen“ in Wien und im Gebiete der mittleren und unteren Saale noch ziemlich häufig vorkommenden „Nagelsteinen“. Wann diese, durch ihre Größe, Beschaffenheit und Form merkwürdigen Steine aufgestellt und benagelt worden sind, entzieht sich zwar unserer Kenntnis, es kann jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß sie aus ferner Urzeit in die Gegenwart hereintagen und daß sie mit irgendwelchen politischen oder religiösen Zwecken in Verbindung standen.

Ursprünglich scheint man sich damit begnügt zu haben, einzelne, besonders große, auffallend gestaltete, Pfeiler- oder Tafelförmige Findlingsblöcke, wie sie das Gletschereis einst vor Jahrtausenden in jene Gegenden verfrachtet hatte, aufzurichten, um damit den Stammesgenossen eines bestimmten Bezirkes die Stätte für Versammlungen, Beratungen, Gerichtssitzungen und Festlichkeiten, wohl auch für gemeinsame kultische

Handlungen zu bezeichnen. Späterhin ist man dazu übergegangen, manche dieser Steine durch Einschlagen von Nägeln oder Einhauen bestimmter Zeichen, wie Pferde- und Hundetrappen, Menschenhand, Menschenfuß und Hahnentritt jedermann erkennbar als religiös bedeutungsvoll, d. h. als Gegenstand der Heiligkeit und der Verehrung hervorzuheben. Die christliche Kirche ist frühzeitig gegen diesen Aberglauben eingeschritten. Bereits das Konzil zu Tours vom Jahre 567 schloß jeden vom Besuch des Gottesdienstes aus, der aufgerichteten Steinen geheimnisvolle Kräfte beimaß und sie als Heiligtümer verehrte. Um sie der Verehrung gänzlich zu entziehen, wurden sie entweder in tiefe Gruben versenkt oder beim Bau christlicher Kapellen und Kirchen vermauert. Wo sie jedoch der Unsichtbarmachung oder Vernichtung entgingen, hat sich meist auch eine Regung altüberkommener Scheu und mystischer Furcht vor dem, was unsern Vorfahren in irgend einem Sinne heilig und verehrungswürdig war, lebendig erhalten. Zumal dann, wenn noch ins Heidentum zurückreichende Überlieferungen in Form von Sagen an solchen Steinen haften.

Hermann Größler hat in seiner ausgezeichneten Schrift über die altheiligen Steine in der Provinz Sachsen alle auf die Nagelsteine sich beziehenden Sagen gesammelt. Sie liefern den unzweideutigen Beweis, daß diese Steine dem germanischen Heidentum tatsächlich als heilige Stätten, als Wohnorte der Gottheit galten.

Wo aber die Gottheit wohnt, da naht sich der Mensch mit seinen Anliegen, seinen Ängsten und Nöten, um ihren Segen zu erlangen, durch Gelöbniß und Opfer ihren Zorn für begangene Missethat abzuwenden, sie als Zeugen seiner Unschuld anzurufen, ihren Beistand für seine Unternehmungen zu erbitten, die dunkle Zukunft durch wunderbare Zeichen sich enthüllen zu lassen. Mit diesen Vorstellungen ist die Sitte der Benagelung der heiligen Steine aufs engste verknüpft. Um die dabei herrschende Absicht zu erkennen, darf daran erinnert werden, daß schon den Etruskern das feierliche Nägeleinschlagen bekannt war. In der etruskischen Stadt Volturni z. B. schlug man jedes Jahr im Tempel der Todesgöttin Nortia einen Nagel in das ihr geweihte Heiligtum und auch in Rom wurde alljährlich an den Iden des September von den neugewählten Konsuln an der Wand der Cella des Jupiter, wo sie mit der der Minerva zusammenfließt, unter feierlichen Zeremonien ein Nagel eingeschlagen, um dadurch eine günstige Fügung für die Einschlagenden herbeizuführen, d. h., um eine Amtstätigkeit, wie sie sich die Konsuln zum Wohle des römischen Volkes wünschen mußten, mit Hilfe jener Gottheiten gleichsam festzunageln und zu einer unabänderlichen göttlichen Fügung zu machen. Livius, der ausführlich davon erzählt, berichtet ferner, daß man durch derartige Nagelungen im Jahre 327 v. Chr. den Beistand der Götter erbat, um die durch Zwietracht entfremdeten Gemüther der Bürger Roms wieder miteinander zu versöhnen und daß durch dasselbe Verfahren in früheren Zeiten eine furchtbar grassierende Pest zum Stillstand gebracht worden sei.

Aber auch in Deutschland pflegte man zu Heilzwecken, namentlich in Bäume, Nägel

einzuschlagen, was in manchen Gegenden noch jetzt als sicheres Mittel zur Vertreibung, Festnagelung oder Bannung gewisser Krankheiten in den Baum betrachtet wird. Ebenso hat sich der Glaube erhalten, daß ein in die Fährte eines Wildes gesteckter Nagel dessen Verbleib im Revier bewirke, in die Fußspur eines Diebes eingeschlagen, dessen Tod zur Folge habe oder seine Rückkehr zum Bestohlenen erzwingt.

Bestimmend für alle diese Nagelungen ist die Vorstellung von der bindenden Kraft des eingeschlagenen Nagels. Wir können hieraus unbedenklich einen Schluß auf die ungefähre Entstehungszeit des ganzen Brauches ziehen und dürfen ihn in jene Zeiten zurückversetzen, in welchen das Eisen aufkam, die Bindungskraft eiserner Nägel noch als ein Wunder angestaunt wurde, und zwar als ein umso größeres Wunder, je größer der Widerstand war, den das betreffende Objekt der Nagelung entgegenstellte.

Jedenfalls kann als feststehend angenommen werden, daß ein eingeschlagener Nagel der Vorzeit, der römischen wie der germanischen, als ein Symbol, ja mehr noch, als ein Unterpfand und eine Bürgschaft der Hilfe derjenigen Gottheit galt, in deren Tempelwand, geheiligte Baum oder heiligen Stein man einen Nagel eingeschlagen hatte.

An diese Symbolik ist bei der Errichtung des eisernen Hindenburg wohl kaum gedacht worden, aber ebensowenig ist sie durch bloßen Zufall ins Leben gerufen worden. Sie gehört in die Reihe altgermanischer Nagelungen und ihr tieferer Gedanke kann für uns nur darin zu suchen sein, den Geist dieses großen Deutschen an uns zu bannen, uns seiner zu versichern als Unterpfand und Bürgschaft zur Rettung des Vaterlandes.

Friedrich List, der Deutsche

Die Bedeutung seiner Lehre für die Gegenwart.

Von Jacob Baga.

Friedrich List, der Schöpfer des „Nationalen Systemes der politischen Ökonomie“ (1841) ist in der deutschen Geistesgeschichte

eine ganz eigenartige Erscheinung. Andere Gelehrte ersinnen in strengster Abgeschlossenheit tiefgründige Theorien, wir brauchen in



Sonnenbruder

Feberzeichnung von R. Grimm-Sachsenberg

der Philosophie etwa nur an Immanuel Kant, in der Volkswirtschaftslehre an Johann Heinrich von Thünen denken, List hingegen ist eine durchaus gesellige Natur, ein Volksmann im besten Sinne des Wortes, ausgezeichnet durch eine glänzende Redekraft und eine starke, agitatorische Begabung. Strenge logische und systematische Gliederung der Gedanken ist seine stärkste Seite nicht, dies überläßt er gerne jenen beschaulichen Naturen, die in einsamem, grüblerischem Schaffen in das Reich der Ideen eindringen, Friedrich List schöpft immer aus einem übervollen Herzen, daher wird es schwer, den Verstand allein urteilen zu lassen und das Herz zum Schweigen zu bringen, wenn wir von diesem großen Deutschen sprechen.

List's große Volkstümmlichkeit beruht aber nicht nur auf seiner reichhaltigen, jahrzehntelangen persönlichen Wirksamkeit, sondern insbesondere, da er nun ja schon achtzig volle Jahre tot ist, auf dem lebendigen Geiste, der auch heute noch aus allen seinen Schriften zu uns spricht. Man hat seine Schreibweise vielfach als unwissenschaftlich getadelt, seinen Vortrag demagogisch gescholten, und doch pulst in seinem leicht lesbaren, für die große deutsche Öffentlichkeit geschriebenen Hauptwerke ein unvergängliches Leben, hier findet sich ein wahrer Nibelungenhort von Gedanken für unsere Nation, während die Stimmen seiner tadelnden Zeitgenossen längst für immer verstummt sind.

List's große Jugendeindrücke sind die französische Revolution und die Napoleonische Kontinental Sperre; er war gewiß den Lehren des Naturrechtes und selbst jenen des Freihandels ursprünglich zugetan, als philosophisches Endziel seines Systemes schwebt auch ihm, wie Kant, ein Zustand des „Ewigen Friedens“ vor Augen, allein diese fremdländischen, naturrechtlichen Elemente in seinem Denken sind heute nur Gegenstand gelehrter Spezialforschungen, in unvergeßlicher Erinnerung blieb List im Andenken seines Volkes durch jene Lehren, welche wesentlich in der deutschen Volkswirtschaftslehre wurzeln.

Hieher zählt vor allem seine Theorie von den produktiven Kräften. Ihrem Ideengehalte nach gehört sie dem Kreise der romantischen Naturphilosophie Schellings an, Friedrich List hat jedoch diese Theorie an dem berühmten Beispiel der Kontinental Sperre (1806—1815) als geschichtliche Wirklichkeit erlebt. Napoleon sperrete, um seinen Todfeind England an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen, die seiner Vormäsigkeit unterstehenden europäischen Häfen für den englischen Handel vollständig und belegte die englischen Kolonialwaren mit ungeheuren Zöllen. Schmuggel und Schleichhandel vermochten den durch einen eisernen Ring von Bajonetten gezogenen Kordon nicht zu durchbrechen, durch den bald empfindlich fühlbaren Mangel entstand eine äußerst günstige Konjunktur für eine Surrogatindustrie, von welcher die Rübenzuckerindustrie für die Zukunft von größter Bedeutung werden sollte. Aus dieser Prohibitivmaßnahme gegen die vortrefflich organisierte englische Industrie und den englischen Handel ergab sich eine höchst industriefördernde Wirkung des Kontinental-systemes und eine erste Industrieblüte für Deutschland. Nach dem Sturze Napoleons suchte die englische Konkurrenz durch äußerst niedrig gestellte Preise die deutschen Märkte zurückzuerobern, was ihr infolge ihrer größeren Kapitalkraft reflos gelang, wobei freilich die ersten Anfänge einer deutschen Industrie, welche diesem stürmischen Wettbewerbs nicht standhalten konnte, rettungslos dem Untergang preisgegeben wurden. Unter dem Schutze der Kontinental Sperre hatten sich schlummernde „produktive Kräfte“ entfaltet, durch ihren Wegfall wurden sie schommungslos vernichtet. Diese verderbliche Erscheinung zeigte sich insbesondere in dem Krisenjahr 1816. Vier Jahre später (1820) schreibt ein Zeitgenosse Friedrich List, Adam Müller, der infolge seiner starken antinapoleonischen Gesinnung das Kontinental system anders beurteilt als List, in einer Denkschrift: „Das Zerstörende des Kontinental systems bestand nicht nur darin, daß es unzählige neue, geschlossene Fabriksanlagen, zumal in Baumwolle hervorrief,

sondern daß es die alten, soliden und natürlichen Manufakturanlagen des deutschen Bodens teils durch künstlich gesteigerte Konkurrenz innerhalb des Kontinents, teils durch hoffnungslosen Verlust ihrer Märkte in den übrigen Weltteilen, welche den Engländern anheimfielen, ruinierte . . . Daß die englische Industrie nach der Wiedereröffnung des Kontinentalmarktes, mit eigenen großen Aufopferungen, ja oftmals mit unleugbarer Schleuderung seiner preiswürdigsten Erzeugnisse, auf den deutschen Markt reagierte . . . liegt . . . in der Natur der Sache . . .“ Diese furchtbare Wirkung des Wegfalles der Sperre blieb für Friedrich List ein warnendes Menetekel, ihr verdankt die Theorie von den produktiven Kräften ihre Entstehung.

Nach Friedrich List schlummern im Schoße der Nation verborgene „produktive Kräfte“, welche durch geeignete nationale Maßnahmen ans Tageslicht gefördert werden müssen, um den wirtschaftlichen Gesamtzusammenhang zu vervielfältigen und zu verinnigen. Nach der zu Lists Zeiten herrschenden Lehre des Adam Smith und seiner Schule ist der beste wirtschaftliche Zustand das System vollständiger Handelsfreiheit, wodurch die Preishöhe zum Vorteil der Käufer infolge der freien Konkurrenz der Verkäufer auf ein Mindestmaß herabgedrückt wird. Dieser Lehre von der Handelsfreiheit widerspricht Friedrich List mit aller Hestigkeit; denn es werden, wie ihn das Beispiel der Kontinental Sperre lehrte, durch die Handelsfreiheit wertvolle produktive Kräfte getötet, die unter dem Schutze des Zolles, der Douane, emporblühen. Auf den Freihändlerischen Einwand, das durch den Zoll geschützte inländische Industrieprodukt werde um den Betrag des Zolles teurer sein als auf dem Weltmarkt, antwortet Friedrich List mit den treffenden Worten: „Der auswärtige Handel der Nation darf nicht wie der des einzelnen Kaufmanns einzig und allein nach der Theorie der Werte, das heißt mit alleiniger Rücksicht auf den augenblicklichen Gewinn materieller Güter beurteilt werden; die Nation muß dabei alle jene Verhältnisse ins Auge fassen, wodurch ihre jetzige und künftige Existenz, Prosperität und

Macht bedingt sind. Die Nation muß materielle Güter aufopfern, um sich zukünftige zu sichern.“ Von allen mannigfaltigen produktiven Kräften, die sowohl materieller, als ideeller, geistig-sittlicher Natur sein können, schätzt Friedrich List am höchsten „eine nach allen Zweigen ausgebildete Manufakturkraft“ als „Grundbedingung alles höheren Aufschwunges der Zivilisation, der materiellen Prosperität und der politischen Macht jeder Nation“. Friedrich List ist ein Mann der Zukunft, ein Apostel der Industrie. Für die junge deutsche Industrie fordert er den Zoll zum Schutze gegen den Wettbewerb der altbewährten englischen Industrie. Die spätromantische Sozialkritik des Industriesystemes, wie sie insbesondere von Adam Müller und Franz Baader mit großem Scharfsinn in die Wege geleitet wurde, weist List entschieden zurück: „Darum ist es auch so traurig,“ lehrt er, „wenn man die Abel, womit in unseren Tagen die Industrie begleitet ist, als Motive geltend machen will, die Industrie selbst von sich abzuweisen. Es gibt weit größere Abel, als einen Stand von Proletariern: leere Schatzkammern — National-Unmacht — National-Knechtschaft — Nationaltod.“ (S. LXVII.

Drei Hauptvorwürfe erhebt Friedrich List gegen die Freihandelschule des Adam Smith: bodenlosen Kosmopolitismus, toten Materialismus und desorganisierenden Partikularismus und Individualismus. Friedrich List vermag in der Volkswirtschaft keinen bloßen Warenvorrat zu erblicken, diese quantitativ-mechanische Auffassung weist er entschieden zurück. So ruft er den Smithianern zu: „Es gibt keine Güterwelt! Zu dem Begriff von Welt gehört geistiges und lebendiges Wesen . . . Nehmt den Geist hinweg, und alles was ein Gut hieß, wird zur toten Materie . . . Mit Eurer Güterwelt wollt Ihr die Materie zur Selbständigkeit erheben — darin liegt Euer ganzer Irrtum. Ihr seziert uns tote Körper und zeigt uns den Bau und die Bestandteile seiner Glieder, aber diese Gliedmaßen wieder zu einem Körper verbinden, ihnen Geist einhauchen, ihn in Aktion setzen — das könnt ihr nicht — Eure Güter-

welt ist eine Chimäre.“ (S. XLIV,) Friedrich List spricht hier ganz im Sinne des deutschen Idealismus, dessen wirtschaftlichen Ansichten er nahestand und dem er auch die Vorstellung von den produktiven Kräften verdankt. Ferner wendet er sich gegen die privatwirtschaftliche Auffassung der Volkswirtschaft durch die Freihandelschule, unterscheidet scharf zwischen Privatökonomie und Nationalökonomie und fällt das bezehrigenswerte Urtheil „In der Nationalökonomie kann Weisheit sein, was in der Privatökonomie Torheit wäre und umgekehrt, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ein Schneider keine Nation und eine Nation kein Schneider ist; weil eine Familie etwas ganz anderes ist, als ein Verein von Millionen Familien, ein Haus etwas ganz anderes, als ein großes Nationalterritorium.“ (S. 244.) An Stelle des egoistischen, privatwirtschaftlichen Erwerbsstrebens, das im Mittelpunkt der liberalen Freihandelslehre steht, betont Friedrich List nach echt deutscher Art und Weise den Gemeinschaftsgedanken, den er zu einer Zeit, da es kein einheitliches Deutschland, sondern nur drei Duzend Bundesstaaten gab, auf die Nation überträgt, die sich zum Schutze ihrer heimischen produktiven Kräfte mit dem Zollgürtel umschließen soll: „Zwischen dem Individuum und der Menschheit steht aber die Nation, mit ihrer besonderen Sprache und Literatur, mit ihrer eigentümlichen Abstammung und Geschichte, mit ihren besonderen Sitten und Gewohnheiten, Gesetzen und Institutionen, mit ihren Ansprüchen auf Existenz, Selbstständigkeit, vervollkommnung, ewige Fortdauer und mit ihrem abgesonderten Territorium; eine Gesellschaft, die, durch tausend Bande des Geistes und der Interessen zu einem für sich bestehenden Ganzen vereinigt, das Rechtsgesetz unter sich anerkennt, und als Ganzes anderen Gesellschaften ähnlicher Art zurzeit noch in ihrer natürlichen Freiheit gegenübersteht, folglich unter den bestehenden Weltverhältnissen nur durch eigene Kräfte und Mittel Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu behaupten vermag. Wie das Individuum hauptsächlich durch die Nation und in der Nation geistige Bildung,

produktive Kraft, Sicherheit und Wohlstand erlangen kann. so ist die Zivildisation des menschlichen Geschlechts nur gedenkbar und möglich vermittle der Zivildisation und Ausbildung der Nationen.“ (S. 256.)

Die Theorien von Friedrich List gehören jedoch nicht nur in die Geschichtswerke der Nationalökonomie, sondern sie sind gerade in unseren Tagen von besonderer Bedeutung. Die Frage „Freihandel oder Schutzzoll?“ steht auch heute wieder im Brennpunkt unserer wirtschaftlichen Erörterungen. Nachdem wir in den vier Kriegsjahren 1914 bis 1918 eine zweite Kontinental Sperre erlebten, ereigneten sich nach Friedensschluß ganz ähnliche Vorfälle wie im Krisenjahr 1816, nur hat England die Rolle diesmal an Amerika abgegeben. Überdrüssig des wirtschaftlichen Kriegszustandes, der schon an sich „Geschlossenen Handelsstaat“ grenzte, kamen allenthalben die freihändlerischen Richtungen zum Siege, gefördert durch den großen Warenhunger der blockierten Mittelmächte und die demokratische Politik in den ersten Friedensjahren. Allein mit der beginnenden Konsolidierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse macht sich die naturnotwendige Gegenströmung gegen die gefährlichen Folgeerscheinungen eines schrankenlosen Freihandelsystems geltend. Gebieterisch erschallt aus den Kreisen der Landwirtschaft und jener Industrie, die in erster Reihe für die Deckung des heimischen Bedarfes und nicht für den Export arbeitet, der Ruf nach dem Schutzzoll, der für die arbeitende Bevölkerung nicht nur Hochhaltung der Preise, sondern Arbeit und Brot, Schutz gegen Arbeitslosigkeit bedeutet. Freilich befindet sich gerade unser engeres Vaterland Osterreich hier in einer äußerst schwierigen Lage, da ja ein Großteil unserer Industrie insolge der früheren politischen Verhältnisse auf den Export in die Nachbarstaaten eingestellt ist. Allein auch wir mußten bekanntlich unseren ursprünglich rein freihändlerisch eingestellten Zolltarif im schutzzöllnerischen Sinne verbessern. Das Wirtschaftsproblem Osterreichs, das Sorgenkind des Völkerbundes und der Siegerstaaten, erinnert uns an ein

bitteres Wort, das Friedrich List geprägt hat, an das Wort von der „Scherben-Nationalität, die sich zur nicht zerstückelten Nationalität verhält, wie die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes zum Ganzen“. „Gebt uns die Zolllinie mit dem Deutschen Reiche!“ wollen wir den Machthabern in Europa zurufen, „dann werdet ihr aller Sorgen um uns ledig sein.“

An dem Tage, da dieser Wunsch Wirklichkeit werden wird — und keine Macht der Welt wird dies verhindern — wollen wir das Grab Friedrich Lists mit Blumen bekränzen. Erst dann wird sein Traum von der Einheit der deutschen Nation in Erfüllung gehen.



Bücher · Bilder · Musik · Theater

Ein neuer Romandichter aus Tirol

Von Josef Schenk

Nicht weggetreu mit der modernen Belletristik, sondern abwegig von ihr erscheint uns der Roman „Sebastian und Leidlieb“ von Josef Georg Oberkofler (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-München-Wien, 1926).

Wenn die zeitgenössische Romandichtung in den Fragen nach dem Stoff, nach dem Spannungsverhältnis und nach der sprachlichen Form den Geschmack der Leserschaft nicht ganz unbeachtet läßt, so stellt sich hier ein Buch vor, dessen Inhalt und Gestalt vollständig unabhängig ist von Mode und Einflußnahme. Sein Dichter ist lediglich einer übermächtigen Eingebung gefolgt. Sie hat ihn ganz in Besitz genommen, ja noch mehr, ihn krankhaft in Atem gehalten, bis er sie, erkennend ausgeschöpft, in die einzig dazu passende Kunstform gebracht hat.

Was sieht einem Tiroler tiefer im Herzen als die Idee von Heimat, Glaube, Friede? Um sie ringt im 14. Jahrhundert Sebastian. Das Hohenlied von der Tiroler Heimat erklingt im engsten Zusammenhang mit dem Kampf um das alte Recht des Freibauern, wie er sich weder von der geistlichen noch weltlichen Herrschaft einengen läßt auf seinem Vätererbe. Neben diesem mit den Waffen und mit der Feder geführten Streit verbindet sich der im Inneren des Helden um den Glauben an Gott und seine Vorsehung. Solange der Dienst für Heimat und Recht unseren Sebastian ganz in Anspruch nimmt, solange eine Heilige seine Gattin ist, läßt sich der Ruf nach einer Heimat für die Seele leicht überhören. Aber wenn unter der Got-

tesgeißel Pest alle menschlichen Stützen brechen und die nahesten Hoffnungen zur Grube fahren, dann beginnt jenes große Irrewerden an sich selbst, das nur im siegreichen Ringen um den Glauben geheilt wird. Mit diesem Siege kehrt jener Friede, jene Ruhe in die Seele, die über alles irdische Leid, aber auch über alle Erdenstreude hinweg in Gott die ewige Zufriedenheit findet. Innigst in diese großen Fragen eingeflochten, finden sich auch die der Sehrenden, der Hingebenden und der nie wankenden Liebe. Die erste keimt zu Brigitta im Sonnenburger Hofe, die zweite erfüllt sich auf dem stolzen Lauferer Schlosse, die dritte überlebt in der Gestalt der Heldin Leidlieb auf dem Eschenburger Gute in der Stöhl alle Geschehnisse und alle Menschen jener Lage. Die Handlungen schreiten in naturhafter Größe am Leser vorüber. Starke, kräftige Züge zeigen diese Bilder. Die Kleinmalerei tritt nur dort in ihre Rechte, wo Seelenzustände aufgedeckt werden, ohne jedoch in Gefühlsschwärmerei zu verfallen. Die Einsamkeit des Helden auf der Rehlburg ist die Zeit der Einkehr, Läuterung und Umkehr. Hier reifen die Entschlüsse, mit deren Ausführung das Heldenleben endigt.

Wer Freude hat an wahrer Kunst, wer sich in das Seelenleben eines um die Erkenntnis der edelsten und höchsten Güter Ringenden hineinversetzen will, der wird diesen Roman, ohne in ihm historische Grundlagen zu suchen, als eine Perle deutschen Schrifttums schätzen.

Neue Schriften zur deutschen Literaturgeschichte

III.

Von Wilhelm Kosch

(Schluß)

Ältere Meyer-Literatur aus den letzten Jahren sei an dieser Stelle nachgetragen. Theodor Bohnebluß untersucht auf Grund ihm zur Verfügung gestellter ungedruckter Gedichte die „Anfänge des Künstleriums bei C. F. Meyer“ (Leipzig, H. Haessel). Die Arbeit ist in jeder Hinsicht ertragreich und bereits von Lusser mit Gewinn verwertet worden. Im 29. Heft der Sammlung „Sprache und Dichtung“ geht Helene von L e r b e r, die sich als treffliche Schülerin Harry Maynes, des bedeutenden Berner Literaturhistorikers, bewährt, dem „Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf C. F. Meyer und seine Dichtung“ nach (Bern, Paul Haupt), sie ist dabei in der glücklichen Lage, unveröffentlichte Briefe von Bulliamin und Bobet an den Dichter benutzen zu können, ebenso Briefe Meyers an Naville, die im Anhang mitgeteilt werden; Meyers stoffliche und gedankliche Abhängigkeit von Mérimée, Thierry, Racine, Rascal, Molière und Naville scheint nach den Ausführungen der Verfasserin nicht mehr angezweifelt werden zu dürfen. Dagegen finde ich den Vergleich mit Eichendorff nicht recht am Platze.

„C. F. Meyer und sein Verhältnis zum Drama“ hat man bisher fast immer übersehen, wohl wegen des rein epischen Charakters dieses Dichters. Hans Corrodi versucht die reizvolle Aufgabe zu lösen, die sich ihm von jener Seite aus darbietet, ebenfalls in einem eigenen Buche (Leipzig, H. Haessel). In den dramatischen Arbeiten des Meyerschen Nachlasses, bemerkt der Verfasser richtig, sehen wir die schöpferischen Kräfte des Dichters in einer Richtung tätig, die zu keinem Ziele geführt hat. Die entsprechenden epischen Parallelen aber lassen eine so bedeutende Bereicherung erkennen, daß diese einen entscheidenden Rückschluß auf das Wesen der dichterischen Begabung C. F. Meyers gestattet. Darin, daß es über dramatisches Verfagen, über Bruchstück und Fragment hinweg, zum

Ganzen, zur dichterischen Persönlichkeit führte, möchte das Büchlein seine Berechtigung suchen.

Endlich rückt auch Freytag in den Kreis längst verdienter wissenschaftlicher Betrachtung. Wenn freilich Johannes Hofmann „Gustav Freytag als Politiker, Journalisten und Menschen“ schildert (Leipzig, J. J. Weber), so tut er dies zugleich mit dem Griffel des darstellenden Künstlers und fügt eine ganze Reihe unveröffentlichter Briefe von Freytag und seinem Freunde Max Jordan aus den Jahren 1864—89 bei. Max Jordan war Direktor der Berliner Nationalgalerie und auf dem Gebiete der bildenden Kunst von führender Stellung. Ein Bildnis Freytags von Staufser-Bern und andere Tafelbeilagen gereichen dem Buch zu besonderer Zier.

Freytag ist mit Scheffel wiederholt in historisch-politische Parallele gesetzt worden, dagegen wirkt durchaus neu, was Ludwig Wolf über „Den Anteil der Natur am Menschenleben bei Freytag und Scheffel“ im 9. Heft der „Gießener Beiträge zur deutschen Philologie“ (Gießen, v. Münchow) zu sagen weiß. Eine Unterschätzung Scheffels zu Gunsten Freytags besteht zu Unrecht. Gerade anlässlich der Betrachtung des vorgenannten Themas kommt man mit dem Verfasser zu diesem Ergebnis.

Ebenso leidet Baumbach unter der Ungunst der Zeiten. Das Verdienst, dem seinerzeit gefeiert und auch jetzt noch im Studentenkreise unbergessenen und vielgesungenen „Rudolf Baumbach“ ein würdiges literarisches Denkmal in Form eines genauen Lebensbildes geschaffen zu haben, gebührt Alfred Selka. Die Ausstattung des gut illustrierten, um eine Selbstbiographie und zahlreiche Briefe des Dichters bereicherten Bandes lag in den Händen der Kreyßnerschen Hofbuchdruckerei zu Meiningen.

Zu den folgenden Sturm-Veröffentlichungen braucht man kaum ein Wort des

Lobes hinzuzufügen. „Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller“ liegt bereits in 4. umgearbeiteter und erweiterter Auflage vor, die der nun ebenfalls schon heimgegangene Leipziger Literaturhistoriker Albert Köster (Berlin, Gebr. Paetel) in seiner bekannt feinsinnigen und zuverlässigen Art betreut und kommentiert hat. Der gleiche Verlag erstreut uns zugleich mit einer vierten, verbesserten und beträchtlich vermehrten Auflage von Paul Schüßers Monographie „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung“. Edmund Lange hat das längst vergriffene Buch dem heutigen Stand der Forschung entsprechend völlig umgearbeitet, ohne der Eigenart des ursprünglichen Textes wesentlichen Abbruch zu tun. Die vier neuen, von Gertrud Storm, der Tochter, uns in der Zwischenzeit dargebotenen Briefbände führten schon von selbst zu einer größeren Berücksichtigung des rein persönlichen Erlebens Storms. Die zwei umfangreichen Bände des Briefwechsels Storm und Hense eröffneten neue wichtige Einblicke. Mehrere neue biographische Werke über Storm erforderten eingehende Berücksichtigung. Der von Gertrud Storm in ihrer Stormbiographie mitgeteilte Bekenntnisbrief ihres Vaters an Brinkmann über die Gefahr, die in den ersten Jahren seinem Eheglück mit Konstanze durch eine leidenschaftliche Neigung zu seiner späteren zweiten Frau, Dorothea Jensen, drohte, machte wichtige Änderungen nötig. Verschiedene neue Ausgaben der Werke des Dichters, die 1917 und in den den folgenden Jahren ans Licht traten, mit ihren wertvollen Einleitungen und Anmerkungen brachten viele neue Erkenntnisse, und auch die sonstigen zahlreichen Veröffentlichungen der gleichen Zeit wollten berücksichtigt sein. Lange hat mit Umsicht und Erfolg die Umarbeitung ohne spürbare Nähte durchgeführt. Seine Arbeit ist umso anerkennenswerter,

wenn man bedenkt, daß derartige Leistungen oft mehr Mühe kosten als die Schaffung eines neuen Werkes.

Das Büchlein „Mein Vater Theodor Storm“ von Gertrud Storm (Berlin, Karl Flemming und E. L. Wiskott) birgt natürlich noch intimere Reize, ist es doch die Lieblingstochter des Dichters, die hier spricht.

Man sollte überhaupt zwei Arten von Lebensbeschreibungen unterscheiden: Die wissenschaftlichen der Gelehrten und die rein menschlichen der Familienangehörigen und Freunde. Von treuherziger und inniger Art ist das Lebensbild, das uns Gertrud Storm von ihrem großen Vater gezeichnet hat. Ein Herzensdokument, dessen Warmherzigkeit jeden entzücken wird, und dessen Angaben von jener Maßgeblichkeit sind, die nur eine maßgebliche innige Familien- und Hausgemeinschaft zu geben vermag. Gegenüber dem Kunstwert eines Bildes haben wir hier den urkundlichen Wert einer prächtigen Liebhaberaufnahme im eigenen Heim.

Und nun noch eine Monographie über sein Meisterwerk „Aquis submersus“, das ich einst in jungen Jahren als sein erstes las und mir begeisterte Liebe für seinen Schöpfer einflößte. Thea Müller macht im 26. Heft der „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft“ (Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) ihrem Lehrer Ernst Elster in Marburg alle Ehre. Nicht nur, daß sie die ganze große Storm-Literatur, die den Umfang der dichterischen Erzeugnisse bringt, schon überschreitet, lückenlos beherrscht, auch das Thema bearbeitet sie in sämtlichen Einzelheiten. Die Entstehungsgeschichte der Novelle wird bis zum Ursprung zurückverfolgt. Gedankengehalt, Charaktere, Handlung werden in ihren Einzelheiten gewürdigt. Und zum Schluß gibt sie das Muster einer Stiluntersuchung im Kleinen.

Neue Forschungen zur Geschichte der Heiligen Elisabeth¹⁾

Von Wilhelm Dersch

Die Zeitschrift für Kirchengeschichte hat Karl Wendt, dem Geschichtsschreiber der Heiligen Elisabeth, zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum ein Festheft gewidmet, in dem Friedrich Kück einen wertvollen Beitrag „Zur Geschichte der Reliquien der Heiligen Elisabeth“ beigesteuert hat, dessen Inhalt weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Elisabeth starb, erst vierundzwanzigjährig, in der Frühe des 17. November 1231 und wurde am 19. November, dem späteren Elisabethtag, in der von ihr erbauten Franziskuskapelle, welche in unmittelbarer Verbindung mit dem ersten bescheidenen Hospitalbau stand, begraben. Um dieses Grab baute Elisabeths Beichtvater Magister Konrad von Marburg schon im folgenden Jahre eine größere, die wachsende Schar der Wallfahrer besser fassende Basilika in etwas abweichender Orientierung. In ihr fand unter Mitwirkung Kaiser Friedrichs II. am 1. Mai die erste Translation der Gebeine statt. Das Haupt wurde vom Rumpfe getrennt und durch den Kaiser mit einer kostbaren, goldenen Krone geschmückt. Der Sarg fand einen neuen Platz, vermutlich auf dem Hochaltar, um ihn den Pilgern zugänglich zu machen. Die Grundmauern dieser Steinkirche von 1232 wurden in den Jahren 1854—61 und 1883 freigelegt. Am 14. August 1235 wurde der Grundstein zu der großen, heute noch stehenden Grabeskirche gelegt, in deren Ostchor 1249 die Gebeine überführt wurden, weil die alte Kirche den Zustrom der Pilger nicht mehr fassen konnte. In dem Nordchor (sog. Elisabethchor) dieser neuen Kirche wurde das Grab der Heiligen mit einbezogen, durch Aufbau einer Lumba mit der alten Grabplatte, dem späteren sog. Mausoleum. Auf dem neuen, am 1. Mai 1290

geweihten Hochaltar sollte ursprünglich der Sarkophag wiederum seinen Platz finden, dem Ziel tausender durch das Mittelschiff sich nahender Pilger, dem Ort tausendfältig sich wiederholender Wunder (Werner Meyer-Bachhausen, Die Elisabethkirche, Marburg, 1925, S. 14). Aber aus Gründen der Sicherheit stellte man endgiltig den Schrein, der übrigens nicht zwischen 1236 und 1249, wie R. Hamann und H. Kohlhaussen in ihrem Prachtwerk (Der Schrein der heiligen Elisabeth zu Marburg, Marburg 1922) annehmen, sondern später entstanden sein mag (K. Wendt in einer Besprechung, Historische Zeitschrift 130 [1924], 300 ff.), in die Sakristei, welche im folgenden Jahrhundert mit einem Sitter verwahrt wurde.

Das Schuß-Gehäuse des Elisabethschreins lag bis voriges Jahr vergessen und verstaubt, mit Tapeten überzogen, in einem Turmzimmer der Kirche, bis Albrecht Rippenberger das merkwürdige Stück untersuchte und ihm seinen Platz unter den Erzeugnissen frühgotischer Handwerkskunst anwies (Hessen-Kunst-Kalender 1927, Marburg 1927, S. 37 ff.). Die Hülle sollte den Schrein vor Staub schützen und war ursprünglich hängend, zum Auf- und Niederziehen, im Gewölbe der Sakristei befestigt. Rote und weiße Rosen auf grünem Grunde im Innern und goldne Sterne an den Außenwänden deuten auf das 13. Jahrhundert als Entstehungszeit. Am Fußrahmen ist noch das Siegel des Statthalters Georg von Kolmatsch erhalten, der auf Befehl des Landgrafen Philipp am 18. Mai 1539 die Gebeine der Heiligen aus dem Schrein herausgenommen hat.

Nachdem der Schrein in der abgelegenen Sakristei dem Massenandrang der Pilger

¹⁾ Der erste Teil dieses Aufsatzes erscheint zugleich in etwas abgeänderter Form in der Festschrift zur Vierhundertjahrfeier der Philipps-Universität Marburg Juli 1927.

entzogen war, trat das Grab der Heiligen im Nordchor wieder in den Vordergrund. An der Ostwand des Mausoleums befindet sich noch ein eiserner Arm mit einer Büchse für Aufnahme der dargebrachten Opfergaben. Bei Untersuchung des Grabes im Jahre 1858 fanden sich Reste vermoderter Bleikästchen mit Reliquien. Wir müssen also annehmen, daß im Schrein der ganze Reliquienbestand nicht mehr vereinigt war. Auch im Hochaltar der auf Elisabeths Namen 1254 geweihten Hospitalkapelle, deren Chor noch steht, dürfen Reliquien der Heiligen vermutet werden. Je mehr die Verehrung der Heiligen wuchs und sich ausbreitete, um so stärker machte sich das Verlangen geltend, in den Besitz von Reliquienstücken zu kommen. Es ist möglich, daß Karl IV., als er im Mai 1357 in Marburg weilte und den Elisabethschrein in feierlicher Prozession durch die Stadt trug, Reliquien mitnahm. Es sind vielleicht die Elisabethreliquien im Veitsdom zu Prag: ein Armbknochen, ein Zahn, ein Schädelstück (Herm. Hoffmann in: Die Unterhaltung, Sonntagsbeilage der Schlesiſchen Volkszeitung, 58. Jg. 1926, Nov. 21, Nr. 47). Im August 1500 hat das Kollegiatstift zum hl. Kreuz in Pont-à-Mousson den Landgrafen Wilhelm um Reliquien der Heiligen.

Die Reformationszeit brachte neue Verluste. Am 18. Mai 1539 ließ Landgraf Philipp die Gebeine aus dem Schrein herausnehmen und in einem Kasten nebst dem besonders verwahrten Haupte auf seinem Schloß verwahren. Der Statthalter wurde aber zum Schein beauftragt, die Gebeine auf dem Pilgerfriedhofe der Michaeliskapelle im Beinhaus mit anderen Knochen zu vermengen und dann zu begraben. Am 12. Juli 1548 mußte der gefangene Landgraf die Gebeine zurückgeben. Der Deutschordenskomtur bescheinigte damals den Empfang des Hauptes mit einem Kinnbacken, mit 8 Röhrllein klein und groß, einer Rippe, 2 Schulterbeinen und einem Breitbein. Diese Stücke wurden einstweilen im Schrein wieder aufbewahrt, dann aber vor dem Hochaltar der Kirche begraben. 1588 ließ sich der Deutschordens-Hochmeister Erzherzog Ma-

ximilian von Osterreich den Schädel (ohne Unterkiefer) und zwei Schienbeine von dem Komtur Wilhelm von Deynhausen aushändigen, um sie seiner Schwester Elisabeth, der Witwe König Karls XI. von Frankreich, für ihr Klarissenkloster in Wien zu schenken. Joseph II. schenkte die Reliquien 1782 — nach Aufhebung des Klosters — den Elisabethinerinnen, die sie noch besitzen. Auch die Statthalterin der Niederlande, die Infantin Isabella Klara Eugenia (1598—1621) soll, wie Montalembert erzählt, Reliquien mit dem Schädel erworben haben. Als Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt Marburg im Besitz hatte, schenkte er 1627 dem Kurfürsten Ferdinand von Köln Elisabethreliquien. Sein Bruder Friedrich, der spätere Kardinal und Fürstbischof von Breslau und Erbauer der Elisabethkapelle im dortigen Dom, soll gleichfalls den Schädel der Heiligen und ihren Stock erworben haben. Nach neueren Feststellungen ist jedoch der Schädel nicht nach Breslau gekommen. Als der Deutschmeister Johann Kaspar von Stadion 1640 die Elisabethkirche besuchte, wurde ihm gesagt, daß die Gebeine noch vorm Hochaltar lägen. In den Jahren 1817 und 1818 veranlaßte der Professor und katholische Pfarrer Leander van Es in Marburg Nachgrabungen, bei denen eine Sonnambule helfen mußte. Sie waren erfolglos. Als dann Prof. Lange 1854 das Grab des Hochmeisters Landgrafen Konrad von Thüringen († 1240) im Landgrafenchore freilegte, glaubten manche zu Unrecht, es handele sich um Elisabeths Grab. J. B. Radv hat in seiner umfangreichen Aufsatzreihe „Urkundliche Geschichte der Reliquien der hl. Elisabeth“ in der Zeitschrift „Der Katholik“ 71. Jg. II (1891), 3. Folge, IV, S. 146 ff. die Orte zusammengestellt, an denen sich Elisabethreliquien befinden. An der Spitze steht Kloster Altenberg bei Weßlar, wo Elisabeths Tochter Gertrud (1248—1297) Meisterin war. Es folgen Ungarn, Schloß Sayn bei Koblenz, Prag, Frankfurt, Trebnitz, Wien, Andechs, Breslau, Befancon, Bogosta (Südamerika), Trier u. a. Ob diese Stücke alle ursprünglich in Marburg gewesen und wann sie etwa von dort entwendet worden sind,

wird sich kaum jemals feststellen lassen. Würde man sie zusammenfügen, so käme voraussichtlich mehr als ein Knochengestüt der Heiligen zustande. Unbekannt war bis jetzt, daß heute noch in der Grabeskirche zu Marburg Knochenreste Elisabeths vorhanden sind. Im Jahre 1925 wurden in der hohlen Marienfigur an der Schmalseite des Schreins 16 Knochenstücke entdeckt, die mit vergoldetem Silberblech umhüllt waren. Auch die Elisabethsfigur an der anderen Schmalseite scheint, wie man durch Beklopfen vermuten darf, eine Füllung zu enthalten. Ein weiterer Aufsatz Friedrich Rückes in dem bereits genannten Hessen-Kunst-Kalender 1927, der diesmal von Wunibald Großmann mit farbigen Bildern aus dem Leben St. Elisabeths ausgestattet ist, behandelt den Elisabethbrunnen und die in seiner Nähe ausgegrabene Kapelle auf den Lahnbergen östlich von Marburg unweit Schröck.

Ein hessischer Chronist des 17. Jahrhunderts hat einmal geschrieben, daß derjenige, so diesen Brunnen nicht gesehen, zu Marburg nicht studiert hätte. Das gilt in mancher Beziehung noch jetzt von jedem Besucher dieser idyllischen Stätte, wo Natur, Kunst, Sage und Geschichte eindringlich zu uns sprechen. Die in dem 1596 errichteten Brunnengebäude sprudelnde Quelle gilt nicht als der eigentliche Elisabethbrunnen. Dieser liegt weiter südlich und wurde vor einigen Jahren ausgeräumt. Aus ihm schöpft die Bevölkerung der Gegend heute noch Wasser, um es gegen Augenkrankheiten zu verwenden und beim Waschen der Zwickelstrümpfe zu benutzen, weil in ihm die Farben nicht ausgehen. Beim Nachgraben fanden sich Steinbeilchen und Scherben, aus denen geschlossen werden kann, daß der Ort schon in der Steinzeit besiedelt gewesen ist. Oberhalb der Quelle ist eine alte vorgeschichtliche Straße entdeckt worden, die sich weiter nördlich mit einer anderen nach der Amöneburg ziehenden

kreuzt. In unmittelbarer Nähe zog später die Grenze der Territorien Mainz und Hessen. Es ist also einleuchtend, daß hier schon in heidnischer Zeit der Brunnenkult gepflegt wurde. Im Mai 1329 kamen beim Brunnen hessische und mainzische Abgesandten zu Beratungen zusammen. Noch im 16. Jahrhundert veranstaltete Landgraf Ludwig, der Erbauer des Brunnenhauses, von Marburg aus Brunnenfahrten nach dem Elisabethborn. Oberhalb der neuen Quelle stand eine Kapelle zum Heiligen Kreuz, die so gut wie vergessen war, bis neuerdings ihre Grundmauern wieder aufgedeckt wurden. Es war eine einfache, rechteckige Wallfahrtskapelle, die urkundlich erst 1520 erwähnt wird. Sieben Jahre später, mit der Einführung der Reformation, wurde sie abgebrochen. Ein Inventar ihrer Ausstattung hat sich erhalten. Diese Nachrichten aus den ersten Jahren der Reformation erwähnen noch keinerlei Beziehungen zur hl. Elisabeth. Erst 1578 kommt der Name Elisabethkapelle vor, und erst 1596 erzählt die Inschrift des Brunnenhauses, daß die Heilige oft zum Brunnen gekommen sei. Es ist möglich, daß die Legenden, die sich an den Elisabethbrunnen beim Deutschen Hause in Marburg knüpfen, auf den Schröcker Brunnen übertragen worden sind. Derartige Legendenübertragungen kommen vor. Manche Legenden, die sich mit mittelalterlichen Zuständen befassen, entstehen auch noch in der Reformationszeit. Der Friede der einzigartigen Elisabethstätte am Lahnberg ist längst nicht mehr gewahrt. In der nahe erbauten Wirtschaft singen und tanzen die Marburger Studenten — immerhin in einiger Entfernung von dem geweihten Plage. Möchte das Brunnenhaus mit dem Kapellenstumpf in seinem jetzigen Zustande unverändert erhalten bleiben. Es wäre ein Frevel, die Kapelle wieder aufzubauen, inmitten des viel schöneren Waldesdomes.



Mitteilungen des Deutschen Eichendorff-Bundes

Eichendorff-Fahrt obereschlesischer Schriftsteller nach Lubowitz.

Die junge Provinzial-Hauptstadt der neuerrichteten Provinz Oberschlesien, Kattibor, lud die obereschlesischen Schriftsteller für den 19. Juni zu einer Fahrt nach dem romantischen Lubowitz, der Geburtsstätte unseres großen Eichendorff, ein. Die aufstrebende Stadt tat alles, um ihren Gästen den Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern recht angenehm und genussreich zu gestalten. Aber auch die Provinzialverwaltung Oberschlesiens ließ es sich nicht nehmen, durch Abordnung mehrerer Vertreter ihr Interesse an den Bestrebungen der auf harter Grenzwehr im Osten des Reiches stehenden Schriftsteller kundzutun.

Im Mittelpunkt der wohlvorbereiteten und glänzend verlaufenen Veranstaltung stand natürlich die Lubowitz-Fahrt. Schon auf dem Wege, der mit einem der bequemen von der Stadtverwaltung zur Verfügung gestellten Autobusse zurückgelegt wurde, merkte man, wie die Gespräche allmählich verstummten, wie sich die Teilnehmer in die Schönheiten der vom blauen Banne des Oberstroms durchzogenen Eichendorff-Landschaft versenkten. Und nun tauchte Lubowitz mit seinem herrlichen Park vor den vom Schauen trunkenen Augen auf. Ein prächtiges Doppelquartett auserwählter Männerstimmen begrüßte die Ankömmlinge. Und nun ging es hinein in den Schlosshof. „In einem kühlen Grunde“ so klang es aus dem Munde der Sänger und damit ward die Grundlage für eine weibevolle Stimmung geschaffen, die sich durch die Reden des Vorsitzenden der Vereinigung obereschlesischer Schriftsteller, Kaminsky und des vortrefflichen Führers der Fahrt, des unermüdligen Heimatforschers Hydel, noch mehr vertiefte. Da standen wir nun vor der eisenumspannenen Geburtsstätte unseres Eichendorff. Zwar hat sich das Äußere des Baus im Laufe der Zeiten ein wenig verändert, aber es war nach den bildhaften Schilderungen unseres Führers nicht schwer, im Geiste das Bild des Schlosses aus Eichendorffs Jugendtagen wiederherzustellen. Die Zuvorkommenheit des jetzigen Schlosspächters ermöglichte den Teilnehmern eine Besichtigung des Schlossinnern, wobei besonders der Festsaal, der

noch völlig in dem Zustand erhalten ist, wie er sich zu Eichendorffs Zeiten befand, der Phantasie reichste Möglichkeit bot, sich die Feste derer von Eichendorff in den lebhaftesten Farben auszumalen. Ein noch viel innigeres Erlebnis aber sollte der Park werden. Da rauschten über unseren Häuptern die Baumriesen, die den Dichter noch geschaut haben. Der Hafengarten, der sich an den steilen Geländeabfall anschmiegt, in dem einst im Mondenschein die Marmorbilder träumten, auf dessen Reich der junge Dichter sich vergnügte mit Kahnfahrt und Schlittschuhlauf und auf dessen Insel sich auch ihm ein Orplid erschloß, das die ersten Offenbarungen seiner Dichterseele erfah. Auf dem Platz, wo einstmals das leichtgebaute Lusthaus stand, kam es uns so recht zum Bewußtsein, warum Eichendorff seine Heimat, deren Bild ihn sein ganzes Leben lang durch Traum und Wachen begleitete, so über alles liebte, daß er ihr Angedenken immer und immer wieder in Dichtungen verherrlichte. Da drüben überm Oberstrom, den er so oftmals durchschwamm, jetzt leider entrisseenes Land, wohnte die Liebe — Luise von Larisch. Die beiden Lieder: „O Täler weit, o Höhen“ und „Wer hat dich, du schöner Wald“ umrahmten wirkungsvoll die weibevolle Stunde. Doch dann hieß es Abschied nehmen von dieser heiligen romantischen Stätte, die einer unserer Größten einst betrat. Hier und da pflückte einer ein Blättlein, einen Zweig von einem Baum — in stiller Wehmut — zum teuren Angedenken. Der Schreiber dieser Zeilen aber, der die hohe Ehre hatte, die Grüße des Deutschen Eichendorff-Bundes an die Teilnehmer dieser Dichterfahrt zu übermitteln, wünschte im stillen, daß es doch recht vielen Mitgliedern einmal möglich sein möchte, diese geweihte Stätte zu schauen. Sie würden dann ihren Eichendorff erst völlig und recht verstehen. Auch ihnen würde es so ergehen, wie's den Teilnehmern der Eichendorff-Fahrt zumute ward, als sie sinnend heimwärtszogen, als sich Gedanken und Gefühle in die Seele drängten, die nicht anders wiederzugeben sind als mit den Worten unseres Unsterblichen:

„Ach, dieses Bannes zauberischem Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!“

Dan Willkofer

Eine Eichendorff-Stätte als Jugendherberge.

Vor wenigen Tagen wurde die „Burgmühle“ bei der Burg Löst in Schlesien als Jugendherberge eingeweiht. Die Burg Löst war lange Zeit im Besitz der Herren von Eichendorff und die Burgmühle galt als die Mühle, die Joseph von Eichendorff zu seinem Lied „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“ begeistert hat. Die jetzige Benutzung der Burgmühle ist sicherlich ganz im Sinne unseres deutschen Romantikers.

Berichtigung.

Vollständige und richtige Fassung des im Maiheft des „Wächter“ S. 253/254 ohne Schuld des Verfassers in verkümmelter Form gedruckten zweiten Calderon-Sonettes von Wilhelm Brandes.

II.

Ein Sohn des Lichts, den keine Sonne blendet,
den keine Tiefe dunkelt undurchdrungen,
der Menschen-kundig und der Engelzungen
ward sein erlauchter Genius gesendet.
Als er der Muse seine Huld verspändet,
da ist in Tönen, nimmer noch erklingen,
der Bühne Spiel, einst Lope's Wisj entsprungen,
durch reise Kunst und hohen Sinn vollendet.
Der Leier wagt er kühn das Schwert zu paaren
und mitten in des Dichterruhmes Lenze
dem Helden jauchzen seines Königs Scharen.
Er aber legt vor eines Höhern Throne
in Demut ab des Doppelsieges Kränze
und wirbt ein Veter um die ew'ge Krone.

Neuerscheinungen

Allgemeine Zeitung, Fests Ausgabe, anlässlich der Jahrtausendfeier der ehemals freien Reichsstadt Nordhausen.

Nicht nur der Freund der Zeitungsgeschichte, sondern auch jeder für vaterländische Historie begeisterte Deutsche kann an dem stattlichen reich-illustrierten sechzig Seiten starken Blatt seine helle Freude haben.

Adam, Paul, Die einfachen, handwerksmäßigen Buchbinderarbeiten ohne Zubehörsnahme von Maschinen. Mit 107 Abbildungen. Halle a. d. S., Wilhelm Knapp. Geh. Mk. 3,50

Das 1. Heft der bestbekanntesten Lehrbücher der Buchbinderei gibt die Grundlagen zur Erlernung der Buchbinderei. Jeder, der sich auf diesem Gebiet betätigen will, empfängt hier die klarsten und bündigsten Aufklärungen.

Amers-Küller, G. van, Die Frauen der Coornvelts. Roman aus dem Holländischen, übersetzt von Frz. Dülberg. Leipzig, Grethlein u. Co. Geh. Mk. 8,50

Durch vier Generationen spinnt sich die spannende Handlung bis zur Gegenwart: Lodewijk Coornvelts Königreich 840; Niebetje Sylvains Rache 1872; Doktor Elizes Abenstunde 1922. Mit der in Paris aufgewachsenen Niebetje Sylvain, die nach dem frühen Tode ihrer Mutter in das alte Familienhaus der Coornvelts zurück-

kehrt, beginnt der Kampf. Wegen der gewalttätigen Herrschsucht ihres Oheims, des Patriziers, und in Abwehr der begehrlichen Söhne des Hauses verläßt sie das Haus und beschließt, durch Berufstätigkeit unabhängig zu werden. Das ist die erste Auflehnung. Als reise unverheiratete Frau und Führerin der beginnenden holländischen Frauenbewegung kehrt Niebetje Sylvain nach Leiden zurück und überträgt auf ihre Nichte das Wertvollste ihres Geistes: die Energie und Kampflust. Und fünfzig Jahre später muß Elize Wisjan, ihre geistige Erbin, die inzwischen eine der hervorragendsten Ärztinnen Hollands geworden ist, erkennen, daß neben dem Kampf um die Gleichberechtigung der ewige Kampf von Mann und Weib das stärkste Naturgesetz bleibt.

Am t l i c h e L i n z e r Z e i t u n g, Linz a. Donau, Buchdruckerei der Landesregierung.

Gegründet 1677, ist die „Linzener Zeitung“ die am 24. April 1927 zur Feier ihres 250. Geburtstages eine eigene Festnummer herausgebracht hat, die älteste Zeitung Österreichs. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts täglich erscheinend, zählte sie berühmte Dichter wie A. Stifter und H. v. Gilm zu ihren Mitarbeitern. Hoffen wir, daß ein Zeitungshistoriker einmal Schiffmanns verdienstvolle Arbeit über die Anfänge der Presse in Oberösterreich fortsetzt. Hoffen wir, daß nach den trüben Gegenwartsercheinungen einst sich auch ein Publikum findet, das ein Wieder-aufleben des kulturellen Teils des Blattes ermöglicht!

Eckmann, Heinrich, Das Weib und die Mutter. Isehoe (Holstein), Gottfried Martin.

Eckmann versteht es, uns mit einfachen Mitteln zu rühren. Keine falschen Töne stören. Wie ein schlichtes Volkslied hallt die Melodie seiner Worte in uns nach. Ein Buch für Leser, die auf den Unterton innerlicher Dichtung zu lauschen verstehen. Hans Anton Schütt.

Ethos, Vierteljahrschrift für Soziologie, Gesellschafts- und Kulturphilosophie. Karlsruhe, G. Braun. Jährlich Mk. 18,-

In vornehmer Aufmachung will die neue Quartalschrift dem neuen Geist der Wissenschaft dienen, die mehr denn je auf philosophischer Grundlage ruht. Die ersten beiden stattlichen Hefte von je fast 200 Seiten enthalten Abhandlungen hervorragender Autoren wie Tönnies, Bernstein, Stein u. a. von programmatischer Bedeutung, Literaturberichte und eine Zeitschriftenschau. Im Anhang werden jeweils Tagungen und Kongresse erörtert.

Feichtinger, Georg, Echo der Seele, Dichtungen. Heilbronn, Erich Runter.

Feichtinger, Georg, Die Hölle von Jasnaja Poljana, Tragödie. Kassel, Max Ahnert.

Die Tragödie eines Idealkommunisten. Die ersten zwei Akte spielen auf dem Landeß Tolstoj's, der dritte im Bahnhof von Astrapowo. Das Stück ist in Sowjet-Rußland verboten.

F i n k, Frik, Der ewige Strom, Sonette. Rudolstadt, Greifenverlag. Mk. 1,—

G r a n d e, Richard, Die Jünglinge. Rudolstadt Greifenverlag. Mk. 1,40

K o e s, Arthur, Dennoch, Sonette. Halle, Verlag Wilhelm Knapp. Mk. 2,50

Drei Gedichtbändchen, alle drei als reine Vertreter der modernen Geistigkeit wenig befriedigend. Am besten versteht noch Frik F i n k, den Leser miterleben zu lassen; auch technisch sind die Verse gut. Den beiden anderen merkt man wohl an, daß sie ernstlich wollen, aber es fehlt ihnen beiden an der Möglichkeit, den inneren Kontakt mit dem Leser herzustellen. Man kann zum mindesten von einem Dichter verlangen, daß er verständlich macht, was er sagen will. Richard G r a n d e wühlt in Worten, Versen und Klangmalereien, berauscht von seiner eigenen Geistigkeit. Man hat mitunter den Eindruck, als ob in seinen formvollen Gedichten die hohen Gedanken mit ihm durchgingen. Krampfhaftes Suchen nach Ausdruck ist ihm eigen wie auch Arthur K o e s, dessen Ausdrucksweise etwas ansprechender ist. Ich frage mich aber vergebens, was das Ganze soll. — Wenn sie auch keine „Dichter“ sind, sie haben „dennoch“ gedichtet, freilich vergessen, daß es trotz der Freiheit des strebenden und nach Ausdruck ringenden Geistes ungeschriebene Gesetze gibt, die mehr verlangen als gute Verse. H. I.

Der Friedensaal, Eine Monatschrift, geleitet von Ludwig Bäte und Heinrich Dröge. Verlag von Ferdinand Schöningh, Osnabrück.

Der Name Ludwig Bäte, dem das vorliegende Heft zum Großteil gewidmet ist, bürgt für den Gehalt der neuen Zeitschrift, die besonders vom niederdeutschen Volkstum kündet. Novellen und Gedichte von ihm selbst, Briefe Nathan Söderbloms an Albert Ditter, eines protestantischen Erzbischofs an einen katholischen Amtsbruder; einen interessanten Lebensabriß des unglücklichen und verkommenen Genies, des Dichters Robert Griepenkerl, der ähnlich Grabbe an seiner Mitwelt zugrunde geht, mit einem Bild desselben und vieles andere aus Vergangenheit und Gegenwart machen mit mehreren Kunstbeilagen den Inhalt des Heftes aus. I. C.

G e h r t s, Johann, Walhalls Wonnen. — Z i k, Alexander, Willigs Ende. Halle an der Saale. Buchhandlg. d. Waisenhaus. Einzeln Mk. 5,—

Die nahezu ein Quadratmeter großen Wandbilder zur deutschen Götter- und Helensage, herausg. von Julius Lohmeyer, bedeuten einen wertvollen Schmuck in mehrfacher Hinsicht. Im Ganzen sind es zwölf Bilder verschiedener Künstler, von denen die obenangeführten vortreffliche Proben geben. Die lebendige Schönheit des Ausdrucks fesselt jeden Beobachter. Noch höher aber möchte man die national-erziehliche Bedeutung anschlagen, die jeder der prächtigen Darstellungen zukommt.

G o e t h e s Werke. Festsammlung zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts, Gotha—Hildburghausen—Leipzig. 1826—1926. Im Verein mit Frik Bergemann, Ewald A. Boucke, Max Hecker, Rudolf Richter, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber herausgegeben von Robert Pefsch. Mit zahlreichen Handschriftwiedergaben, Bildern und Karten. 18 Bände, in grün Leinen je Mk. 4,25, in Halbleder gebunden mit Goldoberschnitt je Mk. 7,50, im Jubiläumseinband (blau Leinen) je Mk. 4,80. Band 14—18. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Mit dem Erscheinen der Bände 14—18, die die selbstbiographischen Werke Goethes, herausgegeben von Ewald A. Boucke, R. Weber und F. Bergemann, enthalten, ist die große Goethe-Festsammlung des Bibliographischen Instituts zum Abschluß gelangt. Schon die ersten Bände dokumentierten, daß diese Ausgabe mit ihrer bewußten Einstellung auf das Geistesleben unserer Zeit repräsentativen Charakter trage. Jetzt nach Abschluß des großen Werkes läßt sich das Gesamturteil dahin zusammenfassen: Diese Ausgabe ist mit ihrer bewußten Einschränkung auf das künstlerische Schaffen Goethes, mit ihrem bewußten Heransstellen der inneren Entwicklung des Dichters, mit ihrer in der Anordnung und den Zutaten der Herausgeber bewußt zutage tretenden geisteswissenschaftlichen Einstellung wohl das wichtigste Bekenntnis unserer Zeit zu Goethe, sie ist in gewissem Sinne die repräsentative Ausgabe für das Verhältnis unserer Generation zu Goethes Persönlichkeit und seinen Werken. Im Rahmen der Sammlung von Meyers Klassiker-Ausgaben ist hier eine auf Jahre hinaus richtunggebende Monumentalausgabe geschaffen, der für das Erfassen und Erleben Goethes als geistiger und künstlerischer Potenz die Zukunft gehört.

H a m a n n, H., Die Überseele. Grundzüge einer Morphologie der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, J. J. Weber. Geb. Mk. 3,75

Der interessante Versuch des sehr fein ausgestatteten Budes faßt das deutsche Volkstum als einen einheitlichen, lebendigen Organismus auf und würdigt die Dichtung vor allem als eine Offenbarung des völkischen Seelenlebens. Nach einer einleitenden Betrachtung, die zum Problem der geschichtlichen Entwicklung überhaupt Stellung nimmt, wird die deutsche Dichtung nach dem Stande des seelischen Wachstums des als Genie vorgestellten Volksganzen behandelt. Damit ergeben sich von selbst die Entwicklungsstufen der Kindheit und Jugend, der Reife und des Mannesalters unserer Literatur.

H a m s u n, Knut, Dramen und Gedichte. 2 Bde. München, A. Langen. Geb. je Mk. 8,—

Das Gesamtwerk des Dichters in J. Sandmeiers vorzüglicher Verdeutschung liegt nun abgeschlossen vor. Die zwei Bände Dramen und Gedichte bilden zugleich den 11. und 12. Bd.

der übersehten Originalausgabe der Gesammelten Werke. Der Erzähler ist weltberühmt, nun gilt es auch dem Dramatiker und Lyriker eine Heimstatt in unsern Herzen zu bereiten. Vor allem fesseln die drei Stücke „An des Reiches Pforten“, „Spiel des Lebens“ und „Abendröte“ — eine Art Trilogie — die uns dieselben Hauptgestalten durch ein ganzes Menschenleben vorführen. Es spielt sich darin die Tragikomödie des „aufrechten Mannes“ ab, die wir täglich beobachten können. Es bildet ein Musterbeispiel dafür, wie ein gottbegnadeter Dichter etwas Alltägliches im Lichte des Ewigen adeln kann.

H erchenbach, Wilhelm, Bruno und Lucy, Ein Weiser unter den Wilden Afrikas. Zwei Bändchen mit farbigem Titelbild. Regensburg, Verlagsanstalt G. J. Manz. Geb. je Mk. 1,50

Wie in alten Zeiten weckt auch heute der Name Herchenbach bei unsern Knaben und Mädchen lauten Jubel. Ist doch jedes Bändchen spannend und unterhaltend zugleich, dabei von einem wahren Idealisten geschrieben. Die Bearbeitung durch Frz. Fassbinder, den Literaturhistoriker und Germanisten, verdient unsern Beifall.

K alender der Waldstätte, Engelberg in der Schweiz, J. u. J. Hef.

Drei Jahrgänge dieses wertvollen eidgenössischen Kalenders sind erschienen, eine Fülle kulturhistorischen Wertes von bleibender Bedeutung enthaltend. Der Geist der Helden weht uns aus ihm entgegen. Auf den Inhalt werden wir nach Erscheinen des nächsten Jahrgangs im einzelnen zu sprechen kommen.

K ays er, Rudolf, Karoline Perthes im Briefwechsel mit ihrer Familie und ihrer Freundin (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburg. Geschichte, 6. Bd.). Hamburg, Paul Hartung.

Die edle Tochter des Wandsbeker Boten M. Claudius, die Gattin des berühmten Buchhändlers Fr. Chr. Perthes, die Verehrerin der frommen Fürstin Gallitzin gehört in die Galerie der auserlesenen deutschen Frauen, deren Bild nur gewinnt, je näher man es betrachtet. Der reiche Briefwechsel umspannt das ganze Zeitalter der Romantik. Sehr viele bedeutende Persönlichkeiten stehen mit Karoline in Verkehr oder werden von ihr erwähnt. So erweist sich die Lektüre nicht bloß als fruchtbar für den Gelehrten, sondern auch als fesselnd für jeden Literaturfreund.

K erst en, Paul, Der erakte Bucheinband. 4. Aufl. Halle an der Saale, Wilhelm Knapp. Geb. Mk. 5,70

Der hervorragende Buchkünstler Deutschlands belehrt uns hier in gemeinverständlicher Weise über den guten Halbfranzband, den künstlerischen Ganzleinenband, die Handvergoldung, den Einband mit echten Bünden und den Pergamentband, kurz über alles, was die Selbstanfertigung eines künstlerisch hochwertigen Bandes ermöglicht. Zahlreiche Bilder auf Tafeln und im Text, ebenso Papiermuster und ein Aufsatz L. Sütterlins

„Entwurf des Bucheinbandes“ ergänzen die Darlegungen sehr glücklich.

K r ö g e r, Timm, Wie mein Ohm Minister wurde. Derselbe, Ein schlechter Mensch. Der Meisternovellen dritte Reihe. Braunschweig, Georg Westermann. Geb. je Mk. 3,— bis 3,50

Wer die durchseelte Erzählungskunst des holländischen Kofegger mit ihrem lebensbejahenden Optimismus und tiefen ethischen Gehalt noch nicht kennt, der nehme in einer stillen Stunde diese beiden Bändchen von Meisternovellen vor. Sie führen in die dem Dichter besonders vertraute Welt der Stillen im Lande, der Sonderlinge und künstlerisch veranlagten Dorf-Originalen (Zascher Thun, Hans Seider); uralte dörfliche Bräuche, wie die Gräff (= Trauermahlzeit), und selbst ein kriminalistischer Stoff aus der reichen juristischen Erfahrung des ehemaligen Kieler Rechtsanwalts („Im Nebel“), vom Zauber poetischer Verklärung durchsonnt, dörfliche Liebes- und Ehegeschichten („Ein schlechter Mensch“, „Hans Stäwelmann“), endlich ein Schulschick für den Widerstreit von Pflicht und Neigung („Das vornehmere Gebot“); sie alle zeigen den norddeutschen Heimatkünstler von der besten Seite seines urwüchsigen Wesens und eigenartigen Schrifttums, wohl geeignet, den Leser zu veranlassen, auch nach den größeren Werken des heute leider noch im Schatten stehenden und viel zu wenig geleseenen Erzählers zu greifen. D. Floeck.

L i n k e, Udo, Die Ritter vom Schnallensteine. Sturmeklänge aus der Zeit der Hussitenkriege 1409—1428. Verlag: Buchdruckerei Groeger-Habelschwerdt.

Der Verfasser hat zweifelsohne langwierige Studien in der Geschichte der Grasschaft gemacht und liebevoll ist er da so mancher gefundenen Anregung auf weiteren Pfaden nachgegangen. Daß aber all diese Gestalten aus alten Pergamenten und von moosigen Steinen wieder lebhaftig zu Fleisch und Blut geworden, ist kein Werk.

M a y e r, Josef, Geschichte von Wiener Neustadt. W.-Neustadt, Selbstverlag des Stadtrats. 2 Bde. Geb. Mk. 16,—

Nur wenige deutsche Städte besitzen eine so schicksals- und ruhmreiche Vergangenheit wie das niederösterreich. W.-Neustadt. Mit bewundernswertem Fleiß hat der erste Historiker desselbst in jahrelanger Arbeit sein stolzes Lebenswerk gefördert. Der 1. Bd. behandelt Werden und Wachsen bis 1440, der 2. Bd. die Glanzperiode bis 1500. Das stattliche Unternehmen ist würdig ausgestattet, mit vielen Bildern und Beilagen geschmückt. Wir werden später noch bei Erscheinen des 3. Bandes auf dieses historische Ehrenkmal zu sprechen kommen.

M itteldeutsche Lebensbilder, herausgegeben von der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. 1. Bd. 19.

Jahrhundert. Magdeburg, Selbstverlag der hist. Kommission (Kommission Holtermann).

Der vorliegende Band erweckt die besten Hoffnungen, daß die Provinz Sachsen nebst Anhalt mit diesem Werk ähnliche Unternehmungen aus Baden, Hessen, Schlessen usw. überflügeln wird. Großzügig in der Anlage, vornehm in der Ausstattung — Druck, Papier und Bildtafeln sind musterhaft — zeugt es von dem mächtigen Lebensstrom, der seit je durch den preussischen Staat gegangen ist und alle seine Glieder und Anrainer beseelt. Von den nahezu fünfzig trefflich gezeichneten biographischen Porträts seien besonders hervorgehoben: Conrad von D. Hädtmann, L. Francois von E. Schroeder, Grosse von A. Bartels, Jahn von J. Gerstenberg, R. Immermann von J. Risse, Nießke von R. Hildebrandt, Schleiermacher von W. Sattler.

Münchner Jugendbücher, München, J. Kösel u. Fr. Pustet.

Zu der nach Ausstattung und Inhalt gleich vorzüglichen neuen Sammlung darf man den Verlag ehrlich beglückwünschen, aber auch unsere Jugend, der solch ein Schatz an Texten und Bildern zu wohlfeilem Preis geboten wird. Die bisherigen Bändchen, von Josef Prestel herausgegeben enthalten: Nr. 1 Das blaue Licht und andere Märchen der Brüder Grimm; Nr. 2 St. Gunther in der Wildnis von Hans Baglik; Nr. 3 Wau! Hundegeschichten deutscher Erzähler; Nr. 4 In der Hölle Frans von Oskar v. Niedermayer; Nr. 5 Schwarzwaldfinder von H. Hansjakob und H. Thoma; Nr. 6 Das Hebel-Büchlein.

Peitler, Hans und Len, Hans, Kaspar Hauser (über tausend bibliographische Nachweise, mit 20 Abbildungen). Ansbach, E. Brügel u. Sohn. Geb. Mk. 3,—

Wer über den Findling von Nürnberg und seine Geheimnisse Bescheid wissen will, wird sich künftighin an diese Bibliographie halten, die dem Gelehrtenfleiß der beiden Herausgeber ein schönes Zeugnis ausstellt.

Pilz, Traugott, Doktor Dodels Operationstisch. Eine fröhliche Geschichte. Mit dem Bild des Verfassers. 3. Aufl. Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Verbandes der Ärzte Deutschlands.

Man kann kaum glauben, daß der so tiefernst dreinschauende Verfasser so fröhlich lachen mag. Der alte Schall Wilhelm Raabe hat hier einen Geisteserben erhalten, und man freut sich darüber doppelt, weil das Lachen heutzutage aus der Mode gekommen ist. Prädikate wie „köstlich“ und „prächtig“ bezagen da wenig, man muß das Büchlein Pilz gelesen haben, um von seinem ästhetischen, ethischen und, sagen wir es auch den vielen Patienten, medizinischen Wert die richtige Vorstellung zu besitzen. Daher wollen wir seinen Inhalt nicht verraten, aber jedem empfehlen, sich mit ihm möglichst rasch vertraut zu machen.

van der Pram, Mart, Am Strietwald, Eine Erzählung aus der Zeit vor hundert Jahren. Revelaar, Buxton u. Verker, G. m. b. H.

Mk. —,50, geb. —,90

Eine überaus ansprechende Erzählung. Der Verfasser — unter dem Pseudonym verbirgt sich ein bekannter Philosoph und Literarhistoriker, Mitglied des Deutschen Eichendorff-Bundes — versteht es, den Leser zu fesseln. Er schildert ein anmutiges Bild aus dem stillen Leben des abgechiedenen Badener Landes, in das sehr bald die Wogen der Begeisterung in den Tagen der Freiheitskriege drängen und die Geister für und wider den Korfen sich zu entscheiden drängten. Wir erleben die Herzens- und Gemütskonflikte der Helden gleichsam mit, wir leben mit ihnen und vor allem mit dem vornehmen Charakter Ferdinands. Wir werden mitgerissen von dem begeistertsten Freiheitsgedanken, der überall zum Durchbruch kommt. Alles in allem durchaus keine „moderne“ Novelle, sondern eine liebe, feine deutsche Erzählung der Romantik. L. S.

Kembrandt — Van Dyck. München, Delphin-Verlag.

Die zwei kleinen mit je 29 Bildern ausgestatteten Künstlermonographien von A. Rümmer und A. v. Schneider reihen sich würdig den früheren Bändchen der reizvollen Sammlung an.

Richar, Else, 32 deutsche Volkslieder, ausgewählt und für gemischten Viergesang (Chor) gesetzt. (= Flugschriften u. Liederbeste des Volksgesangsvereins Wien.) Wien IV, Schönburgstraße 17. Geb. Mk. 1,20

Diese Blütenlese von poetisch und musikalisch gleich wertvollen echten Volksliedern ist dem herzswarmen Sammelreifer von E. Richar zu verdanken, der Tochter des bekannten Volksliedmannes Dr. Pommer, dessen Andenken auch das Büchlein gewidmet ist.

Schenk, Marie M., Renhard der Spielmann. Erzählung aus dem Jahre 1525. Mit Bildern. Köln am Rhein, J. P. Bachem. Geb. Mk. 4,50

Eine treffliche Jugendschrift, sowohl für Knaben wie für Mädchen geeignet. Die Verfasserin schildert glücklich eine aufgeregte Zeit, das Jahr der Bauernaufstände in Süddeutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Sprösslinge der Burgen Lichtenstein und Hölstein waren vor dem drohenden Bauernsturm geflüchtet unter dem Schutze des Spielmanns Renhard, einer geheimnisvollen Persönlichkeit, der einmal ein ihm anvertrautes Kind ins Unglück geraten ließ, und nun sein Vergehen süßte.

Schulze, Erich, Handschriften westfälischer Dichter und Schriftsteller. Eine Auswahl aus den Beständen der Stadtbibliothek Dortmund. Gedruckt bei Fr. W. Ruffus in Dortmund.

Der Inmmannbund und die Vereinigung von Freunden der Stadtbibliothek Dortmund haben sich und dieser durch den faksimilierten

Prachtband ein würdiges Denkmal errichtet. Von bekannten Autoren erscheinen vertreten: Drosche-Hülshoff (auch durch eine Zeichnung), Zersteegen, Jung-Stilling, Moser, Kortum, Galitzin, Hamann, Stolberg Krummacker, Brentano, Sonnenberg, Immermann, Pustkuchen, Hoffmann von Fallersleben, Grabbe, Freiligrath, Schücking, Hille, Hart u. a. Für jeden Literaturhistoriker eine hervorragende Fundstätte.

Seyfert, Bernhard, Kleiner Geschichtsatlas. Halle an der Saale, Buchhandlung des Waisenhauses. Kart. Mk. 1,—

Für den Geschichtsunterricht an höheren und Mittelschulen hat sich der Kleine Geschichts-Atlas als ein sehr brauchbares Hilfsmittel erwiesen. Urprünglich für die Neubauerischen Lehrbücher bestimmt, ist er sehr bald auch eine Stütze anderer Geschichtsbücher geworden. Jetzt erscheint er aufs neue in schmuckem Gewande. 13 Haupt- und 9 Nebenkarten bilden seinen Inhalt: das Perserreich und das Reich Alexanders des Großen, Alt-Griechenland und Alt-Italien, das Römische Reich und die germanischen Reiche der Völkerwanderungszeit, das Karolingerreich mit seinen Teilungen und das deutsche Reich zur Hohenstaufenzeit erscheinen im Bilde, Deutschland zur Reformationszeit und zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges reihen sich an, es folgen die Karten des Deutschen Bundes und des Deutschen Reiches mit Angabe der Gebietsentwicklung Preußens, endlich die Darstellungen der wichtigsten Schauplätze des Weltkrieges.

Stifter, Adalbert, Werke. Auswahl von Gustav Wilhelm. 5 Bde. Berlin, Deutsches Verlags-haus Bong u. Co.

Neben der großen historisch-kritischen Stifter-Gesamt-Ausgabe ist die beste Auslese die der Bong'schen Goldenen Klassikerbibliothek. Sie enthält in 5 Bdn. (7 Teilen) die „Studien“, die „Bunten Steine“, „Bilder und Skizzen“, „Schriften über Literatur, Politik und Kunst“, und den Roman „Der Nachsommer“, mit den köstlichen Bildern der Originalausgaben von J. N. Geiger, Porträts und Faksimiles geschmückt. Hervorragenden Wert besitzen die biographisch-literarhistorischen Einleitungen von G. Wilhelm, die auf den neuesten Stand der Erforschung bis 1925 gebracht, in schöner Sprache eine wesentliche Ergänzung der Werke bilden.

Sudetendeutsche Lebensbilder. 1 Bd. Keichenberg, Gebr. Stiepel. Geb. Kr. 120.—

In einem kurzen Vorwort spricht der Herausgeber Erich Bierach über Zweck und Anlage des Unternehmens: es soll die Kulturleistung der Sudetendeutschen dem In- und Ausland, auch den eigenen Brüdern gegenüber ins richtige Licht stellen. Aufgenommen sind unter Ausschluß der Lebenden solche Männer und Frauen, die im Lande geboren wurden oder hier ihr Lebenswerk vollbrachten oder auf das Kulturleben entscheidenden Einfluß geübt haben. Die einzelnen Artikel,

für die ein Durchschnittsumfang festgelegt ist, bringen im allgemeinen eine Schilderung des Lebens, eine Besprechung der Werke oder ihres Wirkens, eine Würdigung der Persönlichkeit und eine Übersicht über das wichtigste Schrifttum. Durch die persönliche Eigenart der 32 Verfasser, die alle Sudetendeutsche sind, auf verschiedenen Gebieten tätig und meist Träger bekannter und anerkannter Namen sind, wird eine reizvolle Abwechslung bedingt. Die Artikel sind, abwechselnd von den älteren biographischen Werken, nicht alphabetisch, sondern — wie etwa die Neue Oesterreichische Biographie 1815—1918 — nach gewissen Gesichtspunkten geordnet (Germanische Könige und Fürsten; deutsche Fürsinnen auf dem Premyslidenthrone; deutsche Geistliche; von deutschem Adel; deutsche Dichter; von deutscher Kunst; von deutscher Musik; Kunst und Kunstgewerbe, Gelehrte und Erzieher; Männer der Technik; Staatsmänner und Politiker). Innerhalb dieser Gruppen gilt die zeitliche Reihenfolge. Das von dem bekannten heimischen Verlag äußerst gediegen und geschmackvoll ausgestattete, mit vielen Bildtafeln und Bildern versehene Werk, das mit dem vorliegenden ersten Band einen Anfang darstellt, nach und nach fortgesetzt und ergänzt und schließlich mit einem Registerband versehen werden wird, soll ein wissenschaftliches Nachschlagewerk und gleichzeitig auch ein gefälliges Lesebuch für jedermann sein. S. T.

Svensson, Jon, Abenteuer auf den Inseln. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.

Geb. Mk. 4,60

Die Reise geht durch herrliches Land (See-land und Dünen). Natur und Volk zeigen sich dabei in ihrer schönen Eigenart, und wo dieser Nonni seinen Fuß hinsetzt, entsteht ein Abenteuer oder eine Tat. Das ist ein echter „Nonni“, ein frohes Buch, und wie das Herz gesunder Jungen selber: voll Freude am Leben.

Thiel, Johannes, Strupp. Märchenbuch. Freiburg, Herder u. Co. Geb. Mk. 4,20

Struwelpeter hat einen Nachkommen erhalten. Er heißt Strupp. W. Matthiesen schreibt dazu:

Eine Überraschung ganz besonderer Art war es mir, als heute morgen Johannes Thiels Strupp an meine Tür klopfte. Wie beglückend ist es für den Freund der Jugend und der Kunst, daß Thiel größer wird von Buch zu Buch, von Bild zu Bild. Jetzt hat er das erreicht, was seit W. Busch unerreicht war. Textdichter und Zeichner sind einer und derselbe. Damit allein wird das vollendete Kunstwerk erreicht: die schöne Einheit von Buch und Bild, und zweitens verpufft auf diese Weise nicht das winzigste Teilchen eines Werks ins Wesenlose. Alles wird kräftigste Wirkung. Zeichnung und Wort, — wie oft heben sie einander auf! Wie oft auch verschlingt das eine das andere. Freilich, um diese köstliche Harmonie zu erreichen, braucht's einen Könner, keinen Pazer. Und ein Könner wie Thiel kann gar nicht

schlecht schreiben. Und wäre er der Sprache gegenüber nicht genau so verantwortungsbewußt wie zu seiner ureigenen Kunst, — er würde nicht der sein, der er ist. Wie schön, daß seine Verse mit Literatur nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Wie schön, daß seine Verse so schlicht sind, so voll einfacher Klarheit und natürlicher Zier. Nie wird er, wie sonst die Macher von Kinderversen, kindisch, geschraubt, läppisch. Und selbst hier und da seine Lehrhaftigkeit kennt nicht triefende Salbung, sondern sie ist voll entzündender Schallheit. Und nun steht über diesem zierlichen Text das klingende Gold seiner Kunst.

Weismantel, Leo, Die Geschichte des Dichters von Dr. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.
Geb. M. 3,—

Weismantel ist hier zu einer Darstellung durchgedrungen, und hat dazu eine Sprache gefunden, die den einfachen und den studierten Freund des Schönen und Gehaltvollen gleicherweise ergreifen und fesseln wird. Wir hören des Dichters Wort und seinen Atem und glauben ihm seine Geschichte. Ein wahres Buch, voll Kraft und innerer Spannung. Ein Volksbuch im besten Sinne.

Zeitung und Zeit, Gründungsfeier der Arbeitsgemeinschaft. Bochum, Niederheinisch-westfälischer Zeitungsverlegerverein. Verbannt bei niederheinisch-westfälischen Presse.

Ein glänzendes Zeugnis deutscher Arbeit und deutschen Strebens!

Akademische Bucherei 10/11

herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Kosch

Die burschenschaftliche Bewegung im katholischen Deutschland

von Wilhelm Kosch und
Josef Zanders

Preis RM. 1.—

Verlag Lothar Schütte, Michach

Wollen Sie es wissen?

Gleichviel was — der „Kleine Herder“ sagt es Ihnen kurz und bündig, erschöpfend und richtig. Was Sie aus seinen 50 000 Artikeln und den 4000 tadellosen Bildern lernen, können Sie wirklich alle Tage brauchen.

So muß ein praktisches Nachschlagebuch sein! In den Buchhandlungen ohne Kaufzwang anzusehen. In Ganzleinenband (lichtecht) 30 Mark. Halblederband 40 Mark. Teilzahlungen.

Soeben erschienen neu:

Die Antike und der deutsche Geist

herausgegeben von

Dr. Hans Verendt und Dr. Giota Schubring

270 Seiten mit 8 Tafeln und 5 Textbildern

Preis RM 4.40

Die Erneuerung der Antike durch den deutschen Geist an einer Reihe bedeutender Erscheinungen darzustellen, war die Aufgabe der Sammlung. Diese Wiegeburt ist das bestimmende Erlebnis des 18. Jahrhunderts — die kühne Eroberung, die das gründlicher arbeitende und sorgfältiger erntende 19. Jahrhundert in Besitz nahm. Frühere Versuche, sich der antiken Welt zu bemächtigen, tasten und ahnen nur. Die Hinwendung der klassischen Zeit zum Altertum ist die entscheidende Umwälzung im deutschen Geistesleben.

Der Aufgabe gemäß ist nicht gedacht, eine runde, in deutschem Schrifttum dargestellte, stofflich geordnete Ansicht der Antike zu geben. Im Mittelpunkt steht nicht das Altertum, sondern der deutsche Geist. Es kam nicht so sehr darauf an, welche Gebiete der hellenischen und römischen Welt dargestellt wurden, sondern darauf, daß Goethe oder Schlegel, Hölderlin oder Nietzsche die Darstellenden waren. Nur solche Äußerungen wurden aufgenommen, die für das einmalig-besondere Verhalten gerade dieser Persönlichkeit der Antike gegenüber bezeichnend schienen.

In verschiedenen Sphären vollzieht sich die Erfassung und Verarbeitung der antiken Welt bei den Deutschen. Im 18. Jahrhundert vereinen sich die dichterischen Kräfte, um von Klopstock zu Hölderlin in steter Steigerung eine immer reinere, vollkommene Offenbarung hellenischen Geistes zu suchen. In der Lyrik liegt zu dieser Zeit die große Schöpfung. Wenig edle Nachzügler des folgenden Zeitalters, von einem stolzen und späten Ehrgeiz getragen, schließen sich an. Neben der freien dichterischen Gestaltung antiken Wesens steht die Nachbildung und Umformung antiker Dichtungen. Die klassischen deutschen Übersetzungen sind selbst wieder Dichtung geworden. In der dritten Ebene endlich, der Eroberung des Altertums durch das deutsche Schrifttum, behauptet die spätere Zeit gewiß den ersten Platz. Das historische 19. Jahrhundert hat in seinem realistischen Sinne unermülich daran gearbeitet, durch wissenschaftliche Erforschung ein neues, mannigfaltiges, stofflich reicheres Bild der Antike zu gewinnen. In den großen Gelehrten dieser Epoche formt sich die Masse der Einzelerkenntnisse zu lebendigeren Darstellungen. Aus der Mannigfaltigkeit des historischen Begreifens erwuchs der Gegenwart eine andere Anschauung der Antike. Durch die Rückkehr zu der einheitlich erfassenden Haltung des deutschen Klassizismus gewinnt das synthetische Bedürfnis unserer Zeit die Kraft, ein neues Erleben der Antike in einem neuen Bilde zu formen.

Um diese Entwicklung zu verdeutlichen, ist der Stoff in Dichtung, Nachdichtung und Deutung gegliedert und innerhalb der einzelnen Abschnitte historisch geordnet.

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main

Wer in den Ferien

zur geistigen Erholung »nur leichte Lektüre« (d. h. dummes Zeug) vertragen kann, der müßte folgerichtig zur körperlichen Erholung nur Wasser suppe essen! Gute Bücher reiben nicht auf, sondern bauen auf! Euer Buchhändler weiß Rat für die Ferien!



Soeben erschien:

Max Spindler J. A. Sambuga und die Jugendentwicklung König Ludwigs I.

Erste quellenmäßige Darstellung der Jugendentwicklung des bayerischen Königs Ludwig I. nach bisher nicht zugänglichem Material aus seinem Nachlasse im Geheimen Hausarchiv zu München.

Der Einfluß seines Erziehers Sambuga gibt den Schlüssel zum Charakter und zu der Staatsauffassung des späteren Königs.

Mit 2 Kunstbeilagen / Preis RM 3,—

Verlag Lothar Schütte, Nisch

Gute Romane

für Privat- und Vereinsbibliotheken

Der Tote aus Brasilien.

Kriminalroman von Annie Hruschka. 256 S. 8°. Brosch. RM 4.—, gebd. RM 5.—.

Ein äußerst spannender Kriminalroman, der den Leser vom ersten bis zum letzten Kapitel derart fesselt, daß er ihn am liebsten in einem Zug lesen möchte.

Das Mädchen aus der Fremde.

Ein Künstlerroman aus der Gegenwart. Von Felix Nabor. 232 S. 8°. Brosch. RM 4.—, gebd. RM 5.—.

Der Künstlerroman führt den Leser in die tiefsten Sümpfe menschlicher Leidenschaft, nach Lösung des Knotens finden sich die Helden wieder zurecht auf dem Wege der Pflicht.

Die Gräber von Kilmorna.

Eine Geschichte von Anno '67. Von Patricia Augustin Sheehan. Genehmigte Übersetzung von Oskar Jacob. 384 S. 8°. Brosch. RM 5.—, gebd. RM 6.—.

Sheehan ist ein Name von bestem Klang. Dieser großangelegte Roman zeigt diesen hervorragenden Romaner in schöpferischer Vollkraft. Außerer und innerer Geschehen dieser irdischen Geschichte sind prächtvoll ineinander verwoben.

Konventionelle Leute.

Roman. Von Robert Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von R. und A. Ettlinger. 336 S. 8°. Brosch. RM 5.—, gebd. RM 6.—.

Wer einmal einen Roman von Benson gelesen, der greift begierig nach jedem weiteren von ihm. Nie bleibt Benson an der Oberfläche, immer rüttelt er die Seele des Lesers in den Tiefen auf.

Der Feigling.

Roman von Robert Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von R. und A. Ettlinger. 416 S. Brosch. RM 6.—, gebd. RM 7.—.

Das Werk schildert eine im englischen Boden verwurzelte Adelsfamilie und ist besonders in der psychologischen Analyse ganz hervorragend.

Trotz Folter und Strick.

Roman aus der Zeit der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Von Robert Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von R. und A. Ettlinger. 464 S. 8°. Mit Titelbild. Broschiert RM 6.—, gebd. RM 7.—.

Niemand wird das Buch ohne hohe Befriedigung und Erbauung lesen können. Es wird eine kostbare Perle jeder Bibliothek sein und bleiben.

Sentimentalisten.

Roman von Robert Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von R. Ettlinger. 386 S. 8°. Brosch. RM 5.—, gebd. RM 6.—.

Erschütternde Seelenschilderungen von der Tiefe eines Doktojenski oder Strindberg . . . Ein Buch von seltenem Reiz und tiefer Lebenserfahrung, die alles verstehen kann, weil sie alles begreift.

Krumme Pfade.

Roman von Dorothea Gerard. Von der Verfasserin aus dem Englischen übertragen. 338 S. 8°. Brosch. RM 4.—, gebd. RM 5.—.

Das Buch ist in hohem Maße fesselnd. Ein Hauch der Reinheit und eine zarte, innige Glaubensliebe liegt über dem ganzen Werk und verleiht ihm bei seiner literarischen Bedeutung besonderen Wert.

Wenn der Meister ruft.

Erzählung einer Mutter. Von P. Lhände. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von F. v. Jordans. 216 S. 8°. Brosch. RM 3.60, gebd. RM 4.40.

Ein Priesterroman voll tragischer Konflikte, spannend von Anfang bis zum Ende, mit prächtigen Seelen- und Naturschilderungen.

Der Feind aus dem Dunkel.

Kriminalroman von A. Hruschka. 250 S. 8°. Brosch. RM 4.—, gebd. RM 5.—.

Die Handlung ist originell, führt rasch vorwärts und läßt den Leser kaum zu Atem kommen. Was man von einem guten Kriminalroman verlangt, ist hier mit großem Geschick verwirklicht.

Durch alle Buchhandlungen

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. & G.

Einsiedeln / Waldshut / Köln a. Rh. / Straßburg i. E.

Jeder gebildete Katholik ist Leser der großen kulturpolitischen Wochenschrift

Das Neue Reich

Herausgeber: Prälat Dr. Aem. Schöpfer / Verlag: Tyrolia N.-G., Wien

In grundsätzlichen Aufsätzen erster Autoren: Bischöfe, Universitätsprofessoren, Gelehrte, Politiker wird zu allen bewegenden Gegenwartsfragen von Kultur, Politik und Volkswirtschaft Stellung genommen. — In den kirchlichen, kulturellen und sozialen Rundschauern jedes Heftes bietet „Das Neue Reich“ eine fortlaufende, vollständige Orientierung über alle zeitwichtigen Ereignisse. Aberdies erscheint jeweils in Fortsetzungen ein erstklassiger Roman, derzeit aus der Feder der bekannten Schriftstellerin Juliana von Stockhausen, betitelt: „Greis. Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes“. Mit Jänner 1927 beginnt ein neues Vierteljahr des 9. Jahrganges. Bezugspreis pro Vierteljahr (13 Hefte zu je 24 bis 32 Seiten) Mk. 4.—. Um allen ernststen Interessenten ein möglichst genaues Kennenlernen des „Neuen Reiches“ zu ermöglichen, wird über Verlangen (untenstehenden Kupon ausfüllen, ausschneiden und auf Postkarte kleben) das Blatt

probeweise
vier Wochen lang gratis
zugefandt. Schreiben Sie an die Verwaltung des „Neuen Reiches“ Wien VI.
Mariahilferstraße 49

..... Hier abtrennen

Probeweise Zusendung von „Das neue Reich“ wünscht:

Name: Beruf:

Genaue Adresse:

Demnächst erscheint:

EICHENDORFF-KALENDER 1927/28

herausgegeben in Verbindung mit dem Deutschen
Eichendorff-Bund von Universitätsprofessor
Dr. Wilhelm Kosch.

18. Folge.

Das einzige romantische Jahrbuch deutscher Sprache!

Preis in Ganzleinen gebunden mit 3 Tafelbeilagen 5.—
Für Mitglieder des Deutschen Eichendorff-Bundes 4.—

Lothar Schütte, Verlagsbuchhandlung, Michach

Abraham a Sancta Clara

Blütenlese aus seinen Werken / Herausgeg. von Dr. Karl Bertsche

Zwei Bändchen

I. Mit Bildnis und Autogramm. 13.—15. Tausend. Geb. M. 3.40

II. Mit 10 Bildern. 9.—12. Tausend. Geb. M. 4.50

„... Wer wird einen Autor nicht gern haben, der den Leser erfreut und fesselt wie keiner, und zwar durch herzerquickenden Freimut, warme Nächstenliebe, urwüchsige Frische und Anschaulichkeit der Sprache, durch stets schlagsfertigen, bilderreichen Witz und nie versiegenden, sonnigen Humor? ...“

Die Lesef, Mänchen.

„... Ein frisches, geistreiches, witziges, nach Sprache und Inhalt kerndeutsches Buch...“

Die Bücherwelt, Köln (H. Herz).

„... Man mag das Buch aufschlagen, wo immer man will, überall finden sich originelle Gedanken und Vergleiche in stannenswerter Fülle...“

Kölnische Volkszeitung.

„... Ein Schatz urkräftiger Geistes- und Charakternahrung, eine reiche Fundgrube für Prediger, Redner, Schriftsteller, Erzieher; und daneben in literatur-, kultur-, sprachgeschichtlicher und anderer Beziehung äberaus Interessant.“

Lehrerankun, N.-Gladbach (Ernst Trasolt).

Kriegsbrot für die Seele

7.—12. Tausend. Kartoniert Mark —.40*

Exordank

Ein Trost- und Gedentbüchlein. Kartoniert Mark —.40*

* Ermäßigter Preis. Gältig bis 31. XII. 1927

HERDER & CO. / FREIBURG IM BREISGAU

Die Juli-Nummer der „Rheinischen Heimatblätter“

ist als Sondernummer für die Koblenzer Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken“ erschienen. Sie enthält neben wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten eine Schilderung der Rheinlandschaften von der Schweiz bis zu den Niederlanden in 14 Kapiteln, jeweils erzählt von einem bodenständigen Dichter und illustriert von einem Künstler des Landstrichs. Insgesamt 50 Bilder, darunter verschiedene Erstveröffentlichungen.

Bezugspreis für die einfache Ausgabe M. 2.— per Quartal

M. 7.20 im Jahr

Bezugspreis für die Vorzugs-Ausgabe M. 4.50 per Quartal

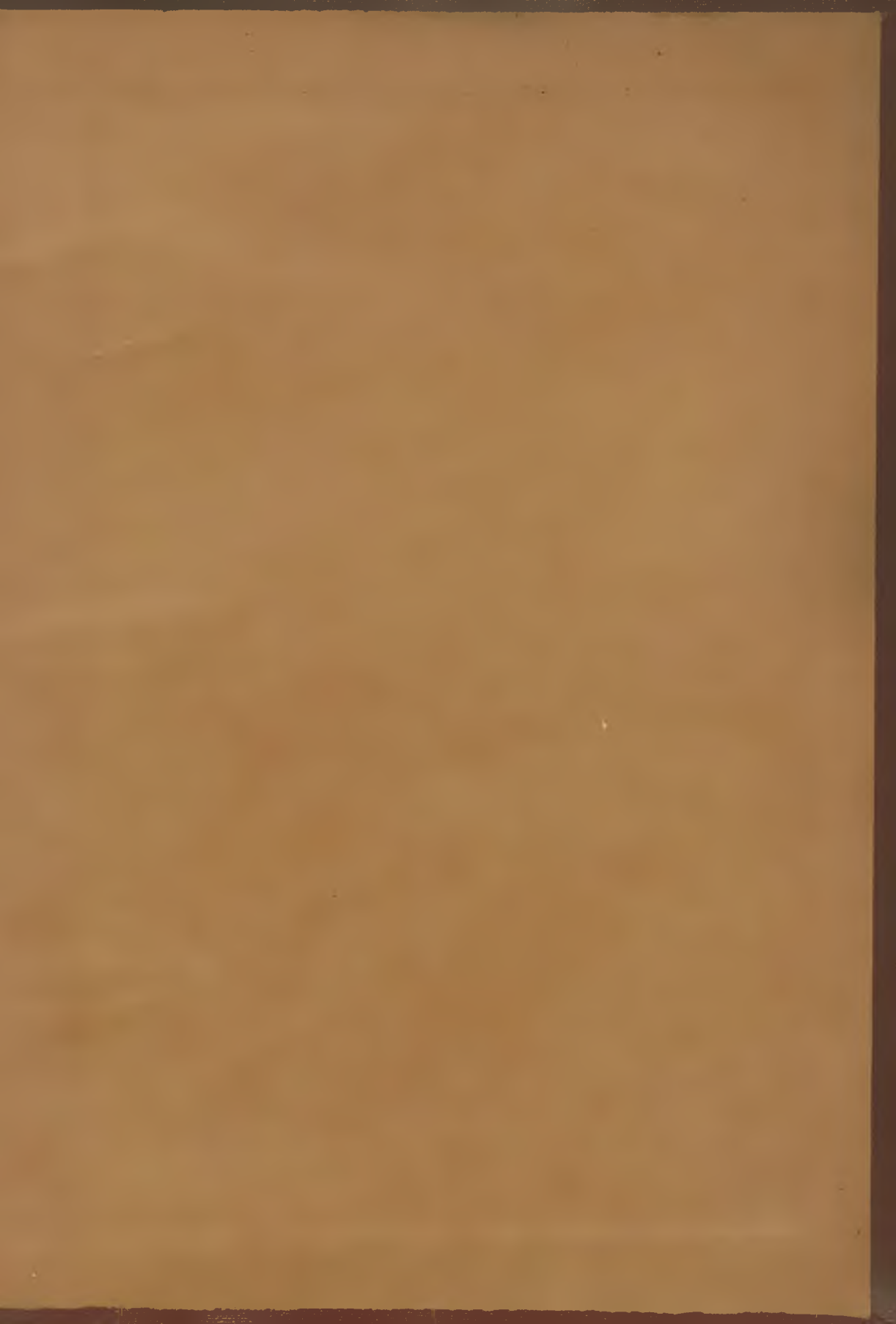
M. 15.— im Jahr

} bei Vorauszahlung

Einzelpreis M. 1.— für die einfache und M. 2.— für die Vorzugs-Ausgabe.

Rheinische Verlags-Gesellschaft m. b. H., Koblenz





S 1527